

Karlheinz F. Auckenthaler (Hrsg.): *Lauter Einzelfälle. Bekanntes und unbekanntes zur neueren österreichischen Literatur.* — Bern – Berlin – Frankfurt a. M. – New York – Paris – Wien: Peter Lang 1996. (= *New Yorker Beiträge zur österreichischen Literaturgeschichte. Bd. 5*) 526 S.

Als fünfter Band der seit 1994 von Joseph Strelka herausgegebenen *New Yorker Beiträge zur Österreichischen Literaturgeschichte* erschien der Sammelband, der, entsprechend der Konzeption der Reihe, neue wissenschaftliche Ansätze zur Diskussion über den Begriff „österreichische Literatur“ beitragen will. Mit dieser Zielsetzung liefert der Band wertvolles Material zu der in den sechziger und siebziger Jahren neu belebten Diskussion über die Existenz und das Charakteristikum einer innerhalb der deutschsprachigen Literatur eigenständigen österreichischen Literatur.

Die Frage nach der Bestimmung der österreichischen Literatur zog zahlreiche Theorien nach sich, schon mit den Ansichten August Sauers am Anfang des Jahrhunderts beginnend, die aber sowohl in der epochalen Abgrenzung, als auch in der inhaltlichen Bestimmung sehr unterschiedlich waren: Beginnt die österreichische Literatur mit dem Babenbergerhof in Wien (Nadler) oder findet sich die erste Ausformung des Sonderwegs erst in Grillparzers Werk (Bauer); ist das Spezifische neben den ökonomischen, sozialen und politischen Eigenheiten im Stammesunterschied zu der anderen deutschen Literatur zu suchen (Sauer) oder in Wertungen, Motiven und Gestalten der einzelnen Werke (Magris)? Nach der Darstellung all dieser Ansichten formuliert der Herausgeber, Karlheinz Auckenthaler, in seiner einleitenden Studie *Anmerkungen zur österreichischen Literatur* seine eigene These, indem er Österreich als territorial-politischen Begriff und dementsprechend die österreichische Literatur als territorial-politische Dichtung definiert und sie aufgrund dieser Definition im Jahr 1156, als Österreich Herzogtum wurde, beginnen läßt.

Auckenthalers Einleitung folgen noch drei Beiträge von umfassendem Charakter über allgemeine Probleme der österreichischen Literatur. István Fried wirft, ausgehend von der Polykulturalität als Eigenart der österreichischen Literatur, den interessanten Fragekomplex der Zusammenhänge zwischen Zentrum und Peripherie auf, und hebt den wertbildenden Charakter der Peripherie hervor. Dmitrij Satonski stellt eine Art Verwandtschaft zwischen Dostojewski und den österreichischen Dichtern fest, deren Ursache er einerseits in der kritischen Stellung der Intellektuellen zur überholten Staatskonstruktion des Vielvölkerstaats, andererseits in der Abweichung von der faustischen Willenskultur des Westens sieht. György M. Vajda weist auf die Wichtigkeit komparatistischer Arbeiten im Vielvölkerstaat hin.

Der nachfolgende Teil des Bandes besteht aus 22 Beiträgen zur neueren österreichischen Literatur, die chronologisch zu Kapiteln zusammengefaßt wurden: Die einzelnen Kapitel umfassen größere Epochen der Literaturgeschichte: Die Studien des ersten Teiles werfen Fragen zur Literatur des Biedermeiers und des Realismus auf. Karlheinz Auckenthaler untersucht in seinem Aufsatz den Begriff des Biedermeiers und bestimmt ihn nach Bietak als Ausdruck eines spezifischen Lebensgefühls, d.h. die Konfrontation des Einzelnen mit der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Kurt Klinger, ein bedeutender Lyriker Österreichs, widmet sich der zeitgenössischen Rezeption bzw. dem literarischen Nachleben von Grillparzer. Die nächsten zwei Studien behandeln den Realismus: Herbert Zeman formuliert literaturhistorische Gedanken zum österreichischen Realismus, deren Zentrum die Problematik der Wirklichkeitsdarstellung bildet. Seine Studie ist Teil einer im Entstehen begriffenen *Geschichte der Literatur in Österreich*. Herbert Klausner gibt eine umfassende Darlegung zum Werk Ferdinand von Saars.

Den Schwerpunkt des nächsten Teils bildet die „Literatur von Jung Wien zum Expressionismus“. Joseph Strelka untersucht das Motiv der Ich-Erweiterung bei Jung Wien; er sieht die Innenorientierung als Kompensation der Ausgeschlossenheit aus dem politischen Leben an. Gabriella Stanitz untersucht nach Thesen von Naumann das Erlösungsmotiv in Hofmannsthals Dramatik und ergänzt sie mit einem neuen theologischen Aspekt. Károly Csúri analysiert in seinem Aufsatz ein frühes Gedicht Trakls (*Das Grauen*). Obwohl das Gedicht zu den künstlerisch weniger bedeutenden Werken Trakls gehört, hält er es für Trakls Dichtung doch repräsentativ, „indem in seiner Textwelt die strukturelle Genese der immer häufiger wiederkehrenden und größere Dimensionen erfassenden Ich-Spaltung modelliert wird.“ Nóra Szekendi zeigt in ihrem Beitrag die Unterschiede auf zwischen den Realisierungen expressionistischer Motive wie Vernunft, Messianismus und Tat in Dramen des Expressionismus und in denen des schwarzen Expressionismus am Beispiel von Bronnens frühen Dramen.

Den der Literatur der Zwischenkriegszeit gewidmeten Teil eröffnet Knut Becks Aufsatz, der die Geschichte der Freundschaft von Franz Werfel und Stefan Zweig verfolgt. Michel Reffet sucht in seinem Beitrag eine Erklärung für den Begriff „Überwinder“ in Werfels Roman *Cella oder die Überwinder* und versucht die Ursachen der Unabgeschlossenheit bzw. Nichtveröffentlichung des Romans zu explizieren. Karlheinz Auckenthaler behandelt drei Fragestellungen im Zusammenhang mit Roths idealisiertem Österreich-Bild und erklärt die Idealisierung als psychologisches Bedürfnis anhand der Archetypen-Lehre von C. G. Jung. Norbert Abels analysiert Ödön von Horváths *Sladek oder Die schwarze Spinne*. Regina Schäfer erweist am Beispiel von Jakob Wassermanns biographisch insperierten Eheromanen, „daß die Art und Weise des umformenden Umgangs mit einem Stück der eigenen Biographie und der resultierende Fiktionalisierungsgrad eines Stücks Literatur letztlich auch Kriterien für die Entscheidung der [...] Frage nach der Qualität eines literarischen Werks an die Hand zu geben vermögen“. Hans Wagener bietet Gedanken zu Carl Zuckmayers *Ein Sommer in Österreich*, und liefert interessante Überlegungen zur Gattung „Heimatroman“.

Der Band beschäftigt sich am ausführlichsten mit der Literatur nach 1945. Otto Lorenz zeigt die Auswirkungen des in Wien verbrachten Jahres Celans auf seine Dichtung und sieht die biographischen Hinweise auf die Konstellation „Surreal-Trakl-Judentum“ in der Kristall-Chiffre thematisch und formal zusammengeführt. Sigurd Paul Scheichl erklärt die ungleichmäßige Rezeption von Fritz Hochwälders Werk mit dem Paradigmawechsel in den 60er Jahren und analysiert Hochwälders geglückteste Experimentalkomödie, den *Himbeerpfücker*. Gerd K. Schneider plädiert überzeugend für die Aufnahme der Werke der Unterhaltungsliteratur in den Kanon, da sie nicht nur Wunschvorstellungen des Lesepublikums darstellen, sondern auch auf aktuelle politische, ökonomische und umweltpolitische Probleme aufmerksam machen, und dies sogar im positiven Sinne didaktisch, d.h. zugänglich für den Großteil der Bevölkerung. Er unterstützt seine These mit Beispielen aus Simmels Oeuvre. Karlheinz Auckenthaler sieht in Albert Drachs Volksstücke Tradition und Neuerung verbunden: Auf der Grundlage der Hanswurstkommödie und der Kasperliade stehend begründe Drach das österreichische „parodistisch-schwarz-absurde Volksstück“. Gerlinde Ulm-Sanford untersucht die verschiedenen Arten der Komik in Mittleres Theaterstücken. Anita Nikics widerlegt in ihrer Studie (deren Titel übrigens für den Band übernommen wurde) Christoph Ransmayrs Aussage, daß seine Werke Einzelfälle bildeten. Sie analysiert zwei Romane Ransmayrs (*Die letzte Welt*, *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*) auf Grund des von Karlheinz Auckenthaler entwickelten Modells der Achteck-Interpretation und identifiziert das „typisch Österreichische“ der Romane in erster Linie in der Mythologie-Bezogenheit. Jutta Lande verfolgt die Geschichte des österreichischen Films ab den fünfziger Jahren und hebt die wichtige Rolle des avantgardistischen Films in der Wiederbelebung des österreichischen Films nach der

Stagnation der 70er Jahre hervor. Sie stellt mit Zufriedenheit fest, daß die Opposition Avantgarde-Kommerz wieder vorhanden sei. Die letzte Schrift des Bandes stammt von einem österreichischen Schriftsteller, Christoph Zanon, der seine Begegnungen mit Peter Handke beschreibt.

Der Wert des Bandes liegt vor allem in seinem umfassenden Charakter: Er bietet ergiebiges Material zu den Autoren der neueren österreichischen Literatur und läßt unterschiedliche Konzeptionen zur Geltung kommen. Diese Vielschichtigkeit ist vor allem durch die verschiedenen Außenperspektiven bestimmt: Neben österreichischen und deutschen Wissenschaftlern finden wir unter den Autoren des Bandes auch Germanisten aus verschiedenen Ländern des Westens und Ostens. Zur Buntheit des Bandes trägt bei, daß auch jüngere GermanistInnen die Möglichkeit hatten, ihre Forschungsergebnisse zur öffentlichen Diskussion zu stellen.

Márta Horváth
(Szeged)

Leslie Bodi: *Weltbürger — Textwelten*: Helmut Kreuzer zum Dank. — Frankfurt am Main: Peter Lang 1995. 414 S.

Dieser Band entstand aus Anlaß der Emeritierung des Literatur- und Medienwissenschaftlers Helmut Kreuzer im Jahre 1993. Die in diesem Band vorgelegten germanistischen und kulturwissenschaftlichen Studien verstehen sich einerseits „als Beiträge zu einem internationalen Dialog über zentrale Themen und Tendenzen des Faches“, andererseits sind sie Ausdruck des Dankes an Helmut Kreuzer für seine „Zuwendung und immer anregende Gesprächsbereitschaft“ (S. 9). Aufgrund der Vielfalt der Themen lassen sich die einzelnen Aufsätze nicht nach einem einheitlichen thematischen Ordnungsprinzip klassifizieren, sie können eher den Bereichen der neueren deutschen Literatur, der Literaturtheorie, der Komparatistik, der Sprachwissenschaft sowie der Medienwissenschaft zugeordnet werden.

Egon Schwarz greift die „ewige Frage nach dem ‘Österreichischen’, das sich über die Zeiten hinweg gleich bleibt“ (S. 56) aufgrund Raimunds *Der Diamant des Geisterkönigs* und Hofmannsthal's *Phantasie über ein Raimund'sches Thema* auf. Der Autor betont die gleichen, wiederkehrenden Motive und Themen der beiden dramatischen Versuche, wobei auch auf die unterschiedliche Stellung der beiden Dichter hingewiesen wird. Obwohl Hofmannsthal zur Elite des Fin-de-Siècle gehörte und ältere, bereits bearbeitete Stoffe für die eigene Aussage verwendete, war er ununterbrochen bestrebt, volkstümlich zu sein. Dieses Streben, sowie der Kult der österreichischen Tradition verbindet ihn mit Raimund. Der Beitrag von Paul Michael Lützeler befaßt sich mit Brochs „*Schlafwandler*“ im Kontext der *Europa-Schriften der Zwischenkriegszeit*. In der Einführung wird die lebhafteste Diskussion über die Zukunft Europas dargestellt, pro und kontra wird die damals aufgrund des Europa-Enthusiasmus entstandene Paneuropa-Bewegung bewertet. Die heftigste Gegendarstellung bedeutet Spenglers *Der Untergang des Abendlandes*. Im dritten Teil der Arbeit wird Brochs Auseinandersetzung mit der schon damals als Fiktion geltenden Annahme von den in sich geschlossenen Kulturkreisen dargestellt. Er teilte weder Spenglers Analogien noch sein Menschenbild, jedoch seine Stiltheorie entsprach seinen Vorstellungen. Brochs Kerngedanken kommen in ihrer formalen Werttheorie zum Vorschein. Laut derer erlebe eine Kultur dann ihre Glanzzeit, wenn sie ein einheitliches Wertsystem darstelle. Dieses kann durch das Gleichgewicht der in ihm wirksam werdenden rationalen und irrationalen Kräften

gesichert werden. Sein neues einheitliches europäisches Wertesystem basiert nicht auf den Katholizismus, sondern auf den Protestantismus, bei dem er eine „Übereinstimmung mit der religiösen Struktur des Judentums“ (S. 188) sieht. Walter Sockel läßt in seinem Aufsatz *Das Apokalyptische und dessen Vermeidung. Zum Zeitbegriff im Erzählwerk Handkes* den Österreicher als Fortsetzer der Tradition des österreichischen Romans des 20. Jahrhunderts erscheinen. Nach der Definition des Apokalyptischen weist der Verfasser darauf hin, daß diese Tradition mit Musil begann und durch Broch, Canetti, Doderer und Bernhard auch in Handkes Erzählwerk präsent ist. Ausführlich werden die Werke *Der Hausierer*, *Die Angst des Tormanns*, sowie *Die Stunde der wahren Empfindung* und *Die langsame Heimkehr* in die Analyse miteinbezogenen und inbetracht des Handkeschen Zeitbegriffs (Zeit = einfache Folge von Vorgängen, ohne Richtung und Ziel, Bewegung in Raum) nach Vorgang, Ablauf und Geschichte behandelt.

Als Beitrag zur Literaturtheorie dienen die Aufsätze von Károly Csúri und Árpád Bernáth. Csúris Beitrag *Theorie und Modell, Erklärung und Textwelt. Über Trakls „Ruh und Schweigen“* beginnt mit einer wohlfundierten Einleitung über den theoretisch-methodologischen Hintergrund: er sieht das Konzipieren und Rezipieren eines literarischen Werkes als ein mathematisches und metaphysisches Problem an. Bei der Analyse der Trakl-Texte rückt er die zyklische Wiederkehr der Tages- und Jahreszeiten und das Transparenzprinzip in den Mittelpunkt. Bernáth geht in seiner Arbeit der Frage nach, welche Rolle die Gewalt in Bölls Werken spielt. Erstens wird ein Versuch der begrifflichen Definition unternommen und dabei grundlegenden Fragen nachgegangen, ob sie zur Erfahrungswelt oder zu einer fiktiven Welt, oder ob sie eine subjektive Äußerung oder eine wissenschaftliche Theorie ist. Bei der Analyse wird permanent auch Bölls politische Essayistik in den Vordergrund gestellt, immer wieder auf seine schriftstellerischen und publizistischen Mahnungen, auf seine direkten staatsbürgerlichen Aktionen hingewiesen.

Péter Pór behandelt *Die verwandelte Pietà: Rilke und János Pilinszky* aus komparatistischer Sicht. Im ersten Teil der Arbeit werden vier Gedichte im thematischen Zusammenhang behandelt: *Der Ölbaum-Garten* paraphrasiert die biblische Erzählung, diese findet die Fortsetzung in *Pietà*, und in den darauffolgenden *Der Auferstandene*, sowie in der anderen *Pietà* wird derselbe Mythos verwandelt. Auch in Pilinszkys Schaffen bildet die Verwandlung ein Schlüsselmotiv. Seine Lyrik entstand aus der Frage, wie „ein Dichter im Zeitalter des mechanisierten Massenmordes die Passionsgeschichte im Ideal des eigenen Todes verwandeln und nacherzählen“ (S. 121) kann. Auch P. Celan wird als Fortsetzer dieser Thematik und des Rilkeschen Erbes mit in die Analyse einbezogen.

Jean Paul Bier weist in seinem Aufsatz *Zum frühen terminologischen Gebrauch des literarischen „Modernismus“-Begriffs aus komparatistischer Sicht* auf die unterschiedliche Verwendung des als Zeichen für die Erneuerung der Literatur verwendeten Begriffs im angloamerikanischen, deutschen und romanischen Sprachbereich hin. Der Autor richtet sein Augenmerk hauptsächlich auf die Ursachen, die für die problematische Benutzung des Terminus *technicus* auf dem europäischen Kontinent, hauptsächlich in den romanischen Kulturkreisen verantwortlich sind. Wolfgang Wittkowsky führt in seinem Aufsatz *Feigenblatt des Zynismus oder der Moral? Brechts „Im Dickicht der Städte“ und das „Meßbuch“* eine komplette Werkanalyse durch, in der das zentrale Motivpaar von Reinigung und Reinheitsverlust vollzogen wird. Der Autor sieht auch in Brechts Frauenbild diesen dialektischen Gegenpol widerspiegeln: seine Frauengestalten vereinigen Heilige und Hure zugleich. Philip Thomsons *The Tui and the Wise Teacher. Brecht and Intellectuals* ist ein Beitrag zu den Brecht-Debatten über seine Definition der politischen und sozialen Rolle der Intellektuellen. Brechts Lösung wäre die Aufteilung der Intellektuellen in „Tui“, sie verkörpern alles Negative, als

unnützes Wissen, Distanz von den praktischen Realitäten, sowie in „Weise“. Für sie gilt das ebenfalls, bloß sie sind befähigt zu demonstrieren, daß ihr Wissen nützlich ist, es den Menschen im realen Leben zugute kommt. Makel an der Sache: diese Gliederung funktioniert nicht, die Trennung ist keine Lösung des Problems, eher dessen Vermeidung.

Rosemarie Elliott weist in ihrem Aufsatz *Goethe and the Image of Wilhelm Heinse* darauf hin, daß Goethe nicht wenig Anteil an der zwiespältigen Beurteilung von Heinse hatte. Allerdings läßt sich ein Unterschied zwischen den Reaktionen des jungen und des alten Meisters feststellen. Heineses Hauptwerk *Ardinghello und die glückseligen Inseln* bezeichnete Goethe als „eine wunderliche Ausgeburt“, beschimpfte es der „bloßen Begier“, der „Sinnlichkeit“ wegen (S. 43). Nach der plausiblen Erklärung der Autorin näherte sich die Sturm-und-Drang Periode Goethes gerade in dieser Zeit ihrem Ende und die „wilde Form“, „das Formlose“, „das Diforme“ begann ihm Angst zu bereiten (S. 48). Gertrud Bauer Pickar berichtet in ihrem Aufsatz *Die „Bauernhochzeit“ in Droste's „Die Judenbuche“*. *A contemporary reading* darüber, daß diese Szene bisher als ein ästhetischer Fehler, eine Abweichung, der nicht zur Gesamtstruktur des Werkes paßt, betrachtet wurde. Ihrer Meinung nach handelt es sich jedoch um eine maßgebliche Episode, denn sie weist auf soziale Gesichtspunkte hin, die zu lange als unbekannte Züge der schriftstellerischen Tätigkeit der Droste galte. Mit der Novelle wollte die Verfasserin das Augenmerk auf die Lebensbedingungen der Juden der Zeit lenken, wobei sie eine „genaue sozialpsychologische und sozialkritische Studie“ (S. 83) darlegte. Sabine Cramer sieht in *Max Frisch's „Blaubart“ — the Art of Erasure* das Wesen der Erzählung in der Art und Weise, wie die traumatischen Erlebnisse des Haupthelden in die narrative Struktur des Werkes eingebettet wird. Max Frisch selbst sieht den Wert seiner Erzählung in der „Ritualisierung der Sprache, wie sie vom Gericht gebraucht wird, und daraus ergeben sich auch die ritualisierten Antworten, die wenig zutage fördern, das alles unter dem großen Motto: ‚Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit‘“ (S. 234).

Zum Aufsatz von Viktor Žmegač *„In Ketten tanzen“*. *Nietzsches literarhistorische Perspektiven* bildet die Opposition von Kunst und Natur, in der das Artifizielle, das Naturferne die Oberhand gewinnt, den gedanklichen Hintergrund. Nietzsches System findet sein Fundament im Klassizismus, obwohl ihm auch dessen Schranken bewußt sind. Die Verkörperung des Artistischen entdeckt er bei Goethe und Baudelaire; Zola und den Naturalismus betrachtet er als eine Verfehlung. Nietzsche reagiert auch auf das moderne Geschichtsbild seiner Zeit, den Historismus abweisend. Durch seine Schreibweise gerät er aber in Widerspruch zum Zweifel an der Moderne und zur Idee des überzeitlichen Klassizismus, da die „Apologie des Klassizismus [...] selbst ein Mythos der Moderne“ (S. 111) ist.

In weiteren anspruchsvollen Beiträgen werden die Begriffe *Bildungsbürger* (Herbert Lehnert), *Neue Sachlichkeit* (Jost Hermand), sowie die *Boheme* (David Roberts) erläutert. Der Kerngedanke der dem Medienwissenschaftler Helmut Kreuzer gewidmeten Aufsätze besteht darin, daß sowohl ein Foto (Bernd Hüppauf) als auch der Film (Anton Kaes) als ein komplexes ästhetisches Objekt zu betrachten sind.

Hedvig Ujvári
(Pilisvörösvár)

Moritz Csáky: *Ideologie der Operette und Wiener Moderne. Ein kulturhistorischer Essay zur österreichischen Identität.* — Wien – Köln – Weimar: Böhlau Verlag 1996. 328 S.

Wahrscheinlich ergeht es vielen Menschen so, daß sie, wenn sie das Wort „Operette“ hören, an idiotisch-übertrieben grinsende Darsteller mit rosa Schleifchen im Haar oder unmöglichen Verzierungen am Kostüm inmitten pastellfarbener Kulissen denken, die alle zusammen zu süßlich-kitschigen Melodien an Stelle einer Geschichte viel eher nur Nichtigkeiten erzählen bzw. singen. Daß diese Vorstellung mit der Wiener Operette von Strauß und Lehár nichts zu tun hat, sondern vielmehr durch spätere verfälschend-versüßlichte Aufführungen und Musikrevues beeinflusst worden ist, wird nach der Lektüre von Moritz Csáky's Buch klar.

Und nicht nur das wird klar. Um dem Genre der Operette gerecht zu werden und die bestehenden Vorurteile auszuklammern, wird im Essay die — im übrigen für jedwede Erscheinung zu empfehlende — Herangehensweise durch die Überlegung bestimmt, diese Gattung und ihre Werke nicht als von vornherein bekannt vorauszusetzen und im Rahmen einer allgemein akzeptierten Kausalkette zu betrachten, sondern sie zunächst für sich selbst zu untersuchen, um erst danach eine Einordnung in ein größeres System vorzunehmen. Grundlegend untersucht der Autor das Phänomen der Operette von der Überlegung her, daß es sich dabei um ein Genre handelte, welches damals eine alltägliche Form der Unterhaltung, des Amüsemments der Menschen war und auf diese Weise mehr über sie und ihre Zeit, das heißt über das individuelle und kollektive Selbstverständnis der Menschen aussagen kann als es zum Beispiel große Staatsaktionen aus der gleichen Zeit tun würden. Dabei wird in diesem Buch die Operette nicht isoliert betrachtet — wir haben es hier auch gar nicht mit einer „Geschichte der Operette“ zu tun —, sondern sie wird vielmehr in den breiteren Kontext der damaligen Gesellschaft, Politik und Kultur gestellt, um so Rückschlüsse auf Bewußtseinsinhalte ziehen zu können, die das damalige Leben bestimmten.

Die Operette eignet sich gerade durch ihre Popularität — genauso wie die Trivialliteratur im Gegensatz zur elitären Avantgardeliteratur — vielfach besser zur Rekonstruktion des kulturellen Selbstbewußtseins der sie Konsumierenden, wobei auch in der Frage der Konsumierenden es nicht leicht, ja eigentlich unmöglich ist, eine halbwegs eindeutige Eingrenzung vorzunehmen. Gustav Mahler und Arnold Schönberg zeigten ebenso Interesse für die Operette wie das vieltausendköpfige Publikum, wogegen zum Beispiel Herman Broch und Karl Kraus alles andere als positiv zu ihr standen. Dabei finden sich bei genauerer Betrachtung in den Operetten eine Reihe von Bezügen zur Wirklichkeit, die dem Vorurteil der Weltabgewandtheit widersprechen. Ja, die kritische, doch zumindest skeptische Thematisierung von sozialen Unterschieden gehörte, wenn auch in parodistischer Form, zu den grundlegenden Topoi der Operette der Jahrhundertwende, wobei dies zumeist aus der Perspektive des liberalen städtischen Bürgertums geschah, das hauptsächlich Träger der Operette war. So präsentieren die meisten Operetten zum Beispiel ein eher zwiespältiges Bild vom Adel, das einerseits als das Idealbild des Bürgertums fungierte, dem es — auch — in den Äußerlichkeiten nachzustreben versuchte, doch zugleich wird in den Werken auch deutlich, daß der Adel im Grunde nicht mehr zeitgemäß war, sondern als überholt angesehen werden mußte.

Politikkritik in der *Lustigen Witwe*, das Problem der unterschiedlichen gesellschaftlichen Herkunft im *Zigeunerbaron*, die Andeutung von Klassengegensätzen in der *Fledermaus* zeigen deutlich, daß diese Werke nicht realitätsfremd waren oder zumindest brennenden gesellschaftlichen Fragen nicht vollkommen auswichen. Dessen war sich übrigens auch die staatliche Obrigkeit bewußt, weshalb es immer wieder zur Forderung nach der Glättung der einen oder der anderen Passage in den Libretti kam.

(Es gibt auch Beispiele dafür, daß die Operette ihrer Zeit weit voraus war, so etwa im *Zigeunerbaron*, in dem sich durchaus ernstzunehmende Kritik am Nationalismus findet.) Multikulturelle Verfaßtheit durch Aufnahme literarischer und musikalischer Zitate zeigt eine nicht zu unterschätzende Offenheit der Operette, wie auch die ironische Kritik an Gesellschaft und Politik um 1900, das Anschneiden von Fragen der Sexualität darauf hinweisen, daß die Operette im Grunde ein populäres Vehikel der Moderne war. So entfernt Operette und Wiener Moderne auch voneinander auf den ersten Blick zu sein scheinen, so ist doch erstaunlich, wie viele der für die hohe Literatur relevanten Themen in den Operetten der gleichen Zeit anzutreffen sind. Doch auf den zweiten Blick ist die Verwunderung nicht mehr so berechtigt, denn eine Reihe von Opernlibrettisten — unter anderen Felix Salten, Felix Dörmann, Victor Léon, Theodor Herzl — gehörten um 1900 zum breiteren Kreis der Wiener Moderne, von deren hervorragendsten Repräsentanten man — wenn man das Singspiel *Der tapfere Kassián* als Operette akzeptiert — auch Arthur Schnitzler anführen kann. Damit war auch personell eine gewisse Verquickung zwischen Moderne und Operette vorhanden, wodurch die thematischen Übereinstimmungen — bei allen Unterschieden in der gattungsgemäßen Ausführung — nicht weiter überraschen.

Viel entspannter — als vielleicht wir heute — haben die Zeitgenossen, so auch Schriftsteller wie Hugo von Hofmannsthal oder Franz Werfel damals die Operette betrachtet, indem sie sie als Erscheinung der Unterhaltungsindustrie betrachteten, in der aber trotzdem ein gewisser Wahrheitsgehalt, ein gewisser Reflex auf die damalige Welt vorhanden war. (In Klammern sei nur angemerkt, daß der Begriff der „Wiener Moderne“ und des „Jung Wien“ an sich schon ein bißchen trügerisch ist, da er eine Einheit, einen „Bewegungscharakter“ vorspiegelt, der in dieser Gruppe von jungen — und nicht so jungen — Künstlern gar nicht gegeben war. Diese Einheit wurde nämlich vielmehr von dem Willen modern zu sein zusammengehalten, wobei nach den einzelnen Angehörigen der Gruppe auch nicht ganz klar war, was dieses „modern“ auch immer sein mochte.) Das Buch beinhaltet über die bisher kurz skizzierten Gedankengänge hinaus eine Reihe von methodischen und grundsätzlichen Überlegungen, die es wert sind, beachtet zu werden. So die Unterscheidung in pluriethnische bzw. plurikulturelle und multiethnische bzw. multikulturelle Gesellschaften, wobei der Unterschied darin besteht, daß in den pluriethnischen/-kulturellen Gesellschaften die Vielfarbigkeit zwar gegeben ist, jedoch die Kulturen bzw. Ethnien mehr oder weniger unabhängig nebeneinander leben. Im Gegensatz dazu sind in den multiethnischen/-kulturellen Gesellschaften besonders intensive Interaktionen und Beeinflussungen anzutreffen.

Hervorgehoben werden müssen auch die Gedankengänge über die Theorie — auch — einer österreichischen Geschichte und deren Beschreibung, bei der der Umstand eine wesentliche Rolle spielt, daß der uns heute bereits bekannte „Erfahrungshorizont“ der vergangenen Zeiten sich damals nur als eine Möglichkeit von vielen im „Erwartungshorizont“ präsentierte, wodurch letztlich die Geschichtsschreibung Gefahr läuft in Kenntnis der historischen Prozesse die Vergangenheit auf Grundlage des heutigen Wissens zu beschreiben und dabei vieles auszuklammern, was in der damaligen Zeit durchaus im Allgemeinbewußtsein vorhanden und für die Zeitgenossen relevant war, auch wenn es inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen sein mag. Dazu gehört unter anderem „der tägliche Umgang mit politischen und sozial-kulturellen Pluralitäten und das Erleben ihrer Problematik.“ Die Problematik des österreichischen Nationalbewußtseins im Spannungsfeld von deutscher Sprache und Kultur auf der einen sowie der nationalen Eigenständigkeit Österreichs oder aber der Zugehörigkeit zu Deutschland auf der anderen Seite wird ebenfalls behandelt, wobei der Sachverhalt besonders plastisch veranschaulicht wird.

Insgesamt ist es das Verdienst des Buches, die Beschäftigung mit der Operette nicht einfach nur im Rahmen der Gattung selbst durchzuführen, sondern eine weitere

Einordnung im Rahmen der Jahrhundertwende zu geben. Dabei ist die im Untertitel gewählte „Gattungsbezeichnung“ *kulturhistorischer Essay* eigentlich nicht wirklich treffend, denn die verweist ja im Grunde auf eine zu erwartende Ungebundenheit, Freiheit und/oder — wenn man will — Disparatheit, Zerstreutheit in Aufbau und Argumentation, die man dann aber nicht antrifft. Denn zu den großen Vorzügen des Buches gehört unbedingt sein klarer und logischer Aufbau und Stil, durch den auch die kompliziertesten Sachverhalte verständlich dargelegt werden, ohne sie dabei zu vereinfachen. Ein Buch, das man nur empfehlen kann.

Gábor Kerekes
(Budapest)

Jörg Fröhling – Reinhold Meinel – Karl Riha (Hrsg.): *Wende-Literatur. Bibliographie und Materialien zur Literatur der Deutschen Einheit*. — Frankfurt am Main: Peter Lang 1996. 200 S.

Das von einer „Studentischen Arbeitsgruppe“ zusammengestellte Buch besteht aus zwei, einander nützlich ergänzenden Teilen. Die ersten 70 Seiten enthalten eine Bibliographie mit ca. 1200 Titeln; dargeboten in exakter Form mit Erscheinungsort, -jahr, mit Angabe des Verlags und dem genauen Umfang. Auch Illustrationen und sonstige Abbildungen aus der Zeit der Wende werden verzeichnet; einige davon auch mitgeteilt. Erfasst wurden nicht nur die in dieser Zeit entstandene schöngeistige Literatur im breitesten Sinne des Begriffes, sondern auch journalistische Äußerungen und die verschiedensten Stellungnahmen von Politikern aus den früheren beiden deutschen Staaten sowie aus der heutigen Bundesrepublik Deutschland. Auch ausländische Verfasser sind mit ihren das Thema betreffenden Äußerungen angeführt. Von den Schriftstellern sind Günter Grass, Hans Magnus Enzensberger und andere Autoren aus der Gruppe 47 ebenso vertreten, wie alle einst als „Dissidenten“ bezeichneten früheren DDR-Autoren, die ihre engere Heimat freiwillig verlassen haben oder dazu gezwungen wurden, aber auch jene, die in einer inneren Emigration lebten, sowie andere die (in Zusammenarbeit mit der Stasi, oder auch nicht) bis zum Ende an ihrer DDR-Heimat festgehalten haben, wie etwa Hermann Kant und manche anderen. Die Palette der Politiker reicht von Richard von Weizsäcker und Helmut Kohl bis Erich Honecker, Egon Krenz, Markus Wolf, Kurt Hagen und vielen anderen. Auch Äußerungen von kirchlichen Würdenträgern sind bibliographisch erfasst, sowie verständlicherweise in großer Zahl Mitarbeiter der verschiedenen Medien.

Den zweiten Teil bezeichnen die Herausgeber als „Rezensionen ausgewählter Bücher“. Kurzgefaßte Buchsprechungen, mit Zitaten reichlich belegt, folgen in diesem Teil in chronologischer Reihenfolge. Zum Jahr 1989 können wir über eine Sammlung lesen, die über *40 Jahre DDR ... und die Bürger melden sich zu Wort* (Frankfurt am Main 1989) berichtet. Martin Walsers Sammelband *Über Deutschland reden* (Frankfurt am Main 1989) wird — beachtet man auch seine früheren Stellungnahmen — mit Recht als eine „Antizipation der Wende“ bezeichnet.

Von den zahlreichen Schriften, die aus der Buchproduktion des Jahres 1990 behandelt werden, geht bereits hervor, wie nach der anfänglichen Euphorie sich bald Stimmen der Skepsis einschlichen. Aus der Erzählung *Wendewut* von Günter Gaus (Hamburg 1990) wird hervorgehoben, wie der Mauerfall auch im Privatleben zu — gelegentlichen — drastischen Veränderungen führen kann. Das Verhalten von Heiner Müller in diesem Jahr ist noch mit einem Fragezeichen folgenderweise formuliert:

„Eher Stalinist denn Reformkommunist?“, wobei seine Rede *Zur Lage der Nation* als ein „wüstes Konglomerat aus dem semantischen Inventar sowohl 'konservativer Revolutionäre', als auch 'kommunistischer Idealisten'“ charakterisiert wird. Mit Vorliebe zitiert der Rezensent aus der Rede Heiner Müllers *Jenseits der Nation* zur Charakterisierung des Kleinbürgers, den seitdem berüchtigt gewordenen Vergleich über das Geschlechtsleben einer alternden Jungfer mit dem Verhalten des aus seiner DDR-Idylle herausgerissenen Kleinbürgers (Ein Vergleich, auf den auch später andere Autoren zurückgreifen. Als weitere Quelle sei hier angeführt Konrad Weller: *Das Sexuelle in der deutsch-deutschen Vereinigung*. Leipzig 1991). Anhand von Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* (Berlin 1990) wird vor allem in der Besprechung auf die später zum Vorschein gelangten vorübergehenden Beziehungen der Autorin zur Stasi eingegangen. Eine Andeutung, die diese Tatsache rückwirkend auch auf die literarische Leistung der Autorin anzuwenden versucht, geschieht freilich mit Unrecht. Christa Wolfs Verhalten der letzten Jahre kann ihre menschlich-moralische und auch ihre künstlerische Integrität nur bestätigen.

Aus der Buchproduktion des Jahres 1991 ragt Wolf Biermanns Band *Über das Geld und andere Herzensdinge* (Köln 1991) besonders hervor. Biermann bezeichnet die Wende-Euphorie als eine „fatale Blindheit“ und bezweckt „schonungslose Deutschland-Diagnosen“ zu geben. Günter de Bruyn veröffentlicht eine Aufsatzsammlung mit vier Reden und zehn Aufsätzen mit dem Titel *Jubelgeschreie. Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten* (Frankfurt am Main 1991). Den Autor irritiert die „angemaßte Omnipotenz des Staates“; er würde lieber den Begriff „Kulturturnation“ verwenden. Er ist auch davon überzeugt und möchte diese Überzeugung seinen Lesern vermitteln, daß „Lebensgefühle [...] nicht so schnell wie die Mauer zu beseitigen sein“. Mit Recht wird hier auch das 1991 erschienene Buch *Die Stasi war mein Eckermann. Oder: Mein Leben mit der Wanze* (Göttingen 1991) von Erich Loest hervorgehoben, das die Verflechtung des Staatssicherheitsdienstes mit der privaten — familiären und verwandtschaftlichen — Sphäre in Beziehung bringt und ein deprimierendes Bild der menschlichen Haltung vorführt. Ebenfalls auf den Mechanismus und die Methoden der Stasi sowie auf die ausgelieferte Situation deutscher Intellektueller in der DDR verweist — sicherlich nicht mit rein fiktionalem Verfahren — der Roman *Stille Zeile* von Monika Maron (Frankfurt am Main 1991), die in der Zwischenzeit ihr Verhältnis zur Stasi offen an den Tag gelegt hat.

Im Jahre 1992 melden sich weitere, ehemalige DDR-Autoren zu Wort. Volker Braun (*Die Zickzackbrücke. Ein Abrißkalender*. — Halle 1992) ist rückwirkend einverstanden, „daß der Sozialismus zerstört werden muß / und mir gefällt die Sache der Besiegten ...“ Er beklagt sich aber, daß die Zukunft betrachtend, es nur verlorene Illusionen gibt: „Es ist gekommen, das nicht Nennenswerte“. Die Sammlung *Unsere Haut. Tagebücher von Frauen aus dem Herbst 1990* (Berlin 1992) kehrt die menschlichen Schwächen hervor, die „die D-Mark“ hervorgelockt hat. Die früheren „Oppositionsautoren der DDR“, wie Christoph Hein (*Als Kind habe ich Stalin gesehen* — Berlin, Weimar 1992), Günter Kunert (*Der Sturz vom Sockel* — München 1992), Rolf Schneider (*Volk ohne Trauer. Notizen nach dem Untergang der DDR* — Göttingen 1992) und Hanns Joachim Schädlich (Herausgeber des Bandes *Aktenkundig* — Berlin 1992) äußern sich entschieden gegen die ehemalige DDR und versuchen, wie Christoph Hein meint, die einzig mögliche historische Notwendigkeit der Gegenwart zu ergreifen, denn — wie er an den Rowohlt-Verlag schreibt — diese Notwendigkeit ist gleichzeitig „eine Chance für unsere Hoffnung [...] allerdings ist es die erste und gleichzeitig die letzte. Wenn wir scheitern, frißt uns McDonald.“ Diese Überzeugung, es gibt nur den einzigen Weg nach vorne, bildet die Grundstimmung dieser literarischen Äußerungen, die erwirken möchten, ihre Kollegen und Leser in den neuen Bundesländern aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Im selben Jahr tritt auch Günter Grass

mit seinen *Unkenrufen* (Göttingen 1992) hervor, der von dem Rezensenten Claudius Köster wegen seines satirischen Tons in dieser Erzählung sowie in seinen Reden und seinem etwas später erfolgten Roman — „zum gekränkten Idealisten in puncto Deutsche Einheit“ gestempelt wird.

Im Jahre 1993 erscheint zum ersten Mal eine Lyrik-Anthologie mit Gedichten zur Wende (*Von einem Land und vom andern. Gedichte zur deutschen Wende.* — Frankfurt am Main 1993) mit einer ausführlichen Einleitung von Carl Otto Conrady. In den Texten „mischen sich Rückblicke, Erwartungen und Hoffnungen mit Ernüchterung und offener Enttäuschung“. Günter Grass appelliert in seinen Reden *Ein Schnäppchen namens DDR* (München 1993) an den Verstand und ist nicht bereit, seine Prinzipien gegen die Vermarktung des Menschenlebens aufzugeben. Noch schärfer formuliert er in seinen Sonetten in *Novemberland* (Göttingen 1993), in einer sehr pointierten politischen Lyrik. Der bejahrte Stefan Heym bringt in seiner Kurzgeschichtensammlung (*Auf den Sand gebaut.* — Frankfurt am Main 1993) Bilder über die Auswirkung der Wiedervereinigung für die Menschen in Ostdeutschland. In der dramatischen Gattung rückt Rolf Hochhuth mit seinem Stück *Wessis in Weimar. Szenen aus einem besetzten Land* hervor. Es handelt sich um Einzelbilder von 1989 an und somit um die unmittelbare Zeitgeschichte. Als „linientreuer Dissident“ wird Jürgen Kuczynski, der bekannte Wirtschaftshistoriker der ehemaligen DDR bezeichnet, der in seinem Buch *Frost nach dem Tauwetter: mein Historikerstreit* (Berlin 1993) über seine Auseinandersetzungen mit DDR-Historikern unter der Führung des Ideologiechefs Kurt Hager berichtet. Mit mancherlei Verständnis für die Enttäuschung nach der verwirklichten Einheit fordert der ehemalige Oppositionsautor Reiner Kunze Zeit, um die „innere Einheit“ herzustellen.

Stark auseinander strebende Meinungen bestimmen auch die Publikationen des Jahres 1994. Der Sammelband *Autoren im Dialog, Gedanken über Deutschland* (Berlin 1994) enthält von sehr positiven Ansichten über die Wiedervereinigung Deutschlands bis hin zu fast nationalistischen Lobgesängen eine breite Palette von dichterischen Stellungnahmen. Auch der Vergleich, die Vereinigung sei eine „große Vergewaltigung“ gewesen, fehlt unter den Meinungen nicht. Eine von Hannes Bahrman und Christoph Links zusammengestellte *Chronik der Wende. Die DDR zwischen dem 7. Oktober und dem 18. Dezember 1989* (Berlin 1994) verfolgt als wichtiges Orientierungswerk die einzelnen Ereignisse bis hin zum Wandel der Terminologie in den einzelnen Phasen dieses einmaligen historischen Prozesses. Theodor Constantin gibt unter dem Titel *Plaste und Elaste* ein deutsch-deutsches Wörterbuch heraus (Berlin 1994), in dem er sich mit der Sprachspaltung der vergangenen Jahrzehnte beschäftigt. Dialekt, besonderer Stil und Wortwahl, aber auch ganz besonders ein voneinander abweichendes Verhältnis zum Volkswitz sind auffallende Unterschiede. Er vertritt die Meinung: „In der Differenz im gesellschaftlichen Intimbereich, in der Wahrnehmung und Verarbeitung von Leben und Alltag wird die Anpassung wohl am längsten dauern, und ich wünsche uns allen, daß vom politischen Witz der Wende etwas bleibt, nämlich ein ausgeprägter Sensus fürs Absurde und die Sophistication im Umgang mit der Sprache.“ Der bekannte Vertreter der Gruppe 47, Hans Magnus Enzensberger, schon immer bedeutend links orientiert, empfindet in seinen *Aussichten auf den Bürgerkrieg* (Frankfurt am Main 1994), daß die Schwellen des noch legitimen Normensystems bereits bedroht sind und es zu einem Flächenbrand kommen könnte. Ein solches Normensystem müßte von einem gesunden Verhältnis zum Nationalen getragen werden, — wie das auf Enzensberger, aber auch auf Heinrich Heine bezogen als Problem aufgegriffen wird, — erwünschen sich die Beteiligten im Band *Der Deutsche an sich. Einem Phantom auf der Spur* (Hrsg. von Vera Nünning und Ansgar Nünning. — München 1994). Die Atmosphäre, wie der kleine Mann sie heute in den neuen Bundesländern erlebt, wird sehr prägnant formuliert von Friedrich Schorlemmer (*Zu seinem*

Wort stehen. — München 1994), indem er feststellt: „Es ist inzwischen grotesk: Mußte ich früher überall nachweisen, daß ich kein prinzipieller Gegner des Systems war, so werde ich heute fortwährend genötigt, zu beweisen, daß ich ein richtiger Gegner war. Sonst hätte ich sowieso nichts zu sagen und man könne mir nachweisen, daß ich Kollaborateur des Systems gewesen sei, mit Privilegien ausgestattet und ruhig im Schoß der Kirche gelebt hätte.“

Den Rezensionen schließen sich als Anhang eine annotierte Fernsehbibliographie über die Wende-Thematik, sowie ein Verzeichnis der im *Spiegel* erschienenen Artikel „zur Literatur der deutschen Einheit“ an.

Antal Mádl
(Budapest)

Volker Klotz: Radikaldramatik. Szenische Vor-Avantgarde: Von Holberg zu Nestroy, von Kleist zu Grabbe. — Bielefeld: Aisthesis Verlag 1996. 240 S.

In seinem neuen, Walter Höllerer gewidmeten Buch befaßt sich der Stuttgarter Literaturprofessor und Dramentheoretiker Volker Klotz mit jenen deutschsprachigen „Radikaldramatikern“ der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die das Zeug dazu gehabt hätten, das zeitgenössische Theater in Deutschland und anderswo aus den Angeln zu heben. Den Grund dafür, daß es doch nicht dazu gekommen ist, daß also die Werke von Kleist, Grabbe und Büchner – der hier nur am Rande erwähnt wird, da Klotz sich mit seinem Werk bereits in früheren Arbeiten auseinandergesetzt hat – erst mit einer beträchtlichen Verspätung auf die deutsche und europäische Bühne gelangen konnten, sieht der Verfasser ausgerechnet in dem kompromißlosen, radikalen Vor-Avantgardismus ihres Schaffens, darin also, daß sie mehr oder weniger bewußt gegen die selbstverständlich gewordenen, versteinerten Literatur- und Theaterkonventionen ihrer Zeit angedichtet haben. Die einzige Ausnahme unter den behandelten Autoren bildet in dieser Hinsicht der Wiener Komiker und Theaterpraktiker Nestroy, von dem Klotz jedoch überzeugend nachzuweisen vermag, daß er – aufgeführt, aber nicht ernst genommen – ein nicht minder radikaler Zeit- und Gesinnungsgenosse seiner kompromißlos vor-avantgardistischen deutschen Kollegen gewesen ist. Das Buch untersucht „demnach zwei ganz verschiedene Impulse“ – einen primär literarischen in Deutschland und einen primär theatralischen in Österreich –, „sich jener herkömmlichen, für verbindlich erachteten Standarddramatik des frühen und mittleren neunzehnten Jahrhunderts zu widersetzen“. (S. 12.)

Zusammengefaßt werden beide Impulse unter dem Stichwort des „radikalen Vor-Avantgardismus“. Ihre Radikalität besteht darin, daß sie die fraglos selbstverständlich gewordenen Grundelemente des Theaters aufwühlen und hinterfragen, und damit literarische wie theatralische Normen und Konventionen einer Zerreißprobe aussetzen: „[...] Kleist wie Raimund, Büchner wie Grabbe und Nestroy nehmen Dramatik striktest ernst als potentielles heftiges Bühnengeschehen. Nicht fraglos selbstverständlich sind ihnen die Grundelemente des Theaters. Sie sind ihnen weit mehr als nur ein technisches Sowieso, das hinzunehmen und herzunehmen ist, damit eindrucksvolle Taten und Reden auf der Bühne stattfinden. Nicht fraglos selbstverständlich also, sondern prägnant und folgenreich ist für diese Radikaldramatiker: wie jemand auftritt oder abgeht; wie Rede mit Körperbewegung einhergeht oder sich davon trennt; wie gegenwärtiges Jetzt ins zeitliche Gedränge kommt zwischen Vorher und Nachher; wie

dieses Kostüm und jenes Requisit verrät, verschweigt oder verrätst; wie Licht und Dunkel mitspielen beim Treiben der handelnden und leidenden Personen.“ (S. 13.) Vor-avantgardistisch ist diese Radikalität sofern, als sie die behandelten Autoren als Vorläufer des eigentlichen Avantgarde-Theaters unseres Jahrhunderts auszeichnet: „Sie geben die Richtung zu erkennen, die dann die wichtigsten Bühnenautoren im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts einschlagen: fort von lukendichter szenischer Illusion; fort von Einfühlung in heroische oder erbärmliche Einzelschicksale. [...] Sie alle erweitern und sie verstärken den radikalen Gesamtimpuls: die Grundelemente von Theater, statt sie einfach nur geläufig zu nutzen, dem Publikum drastisch einzuschärfen, und sie dabei mannigfach zu verfremden.“ (S. 13f.)

Aber selbst diese radikale deutschsprachige szenische Vor-Avantgarde hatte schon einen radikalen Vorläufer. Ihm, dem dänischen Komödienautor Ludvig Holberg (1684–1754), dessen Stücke relativ früh bereits auf deutschen Bühnen gespielt worden sind, ist dementsprechend das erste, *Kopf auf der Bühne I* betitelte Kapitel des Buches gewidmet. Bei der Analyse der „fundamentalen Dramaturgie“ der seltsam „ungehobelten“, mit „wohlbedachten Archaismen“ operierenden Holbergschen Komödien *Hexenkunst oder Blinder Alarm*, *Jacob von Tyboe* und *Ulysses von Ithacia* hebt Klotz zwei Aspekte besonders hervor. Einerseits, daß der „dänische Molière“ aus seiner spezifischen literaturhistorischen Situation heraus eine Art „Grundschule des Sehens und Hörens und des verständigen Lesens von Bühnenergebnissen“ (S. 40.) für sein dänisches — und auch deutsches — Publikum veranstaltet hat. Andererseits, daß er gleichzeitig einen Bruch vollzogen hat mit den Grundsätzen der zu seiner Zeit überall noch vorherrschenden normativen Regelpoetik: „Deutlich verneint er ihren Grundsatz: jegliche Dichtung, einschließlich Drama und Theater, habe überlieferten Regeln zu folgen, um der verbindlichen, überwiegend höfisch geprägten Kunstauffassung zu genügen. Holberg selber nimmt vorweg, was sehr viel später erst Gemeingut wurde im Umgang mit Dichtung. Avantgardistisch, jedenfalls für den eigenen theatralischen Hausgebrauch, betreibt er jetzt schon die deskriptive Poetik einer bürgerlichen Kultur. Sie verfügt nicht, sondern sie beschreibt: wie die vorhandene und die neu hinzukommende, die ständig sich fortwandelnde Dichtung beschaffen ist. Und den einzelnen Dichtern stellt sie anheim, nach eigenen Entwürfen zu dichten.“ (S. 57.)

Wie dies dann im Deutschland und im Österreich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Tat geschehen ist, legt der Verfasser in den folgenden Kapiteln des Buches dar.

Das zweite, *Bühne im Kopf I* überschriebene Kapitel behandelt die Dramatik des „Extremisten“ Kleist. Ein Extremist heißt er mit gutem Recht und aus folgendem Grund: „Kleists szenische Phantasie zielt weniger aufs gängig Aktuelle als aufs Grundsätzliche. Was Theater überhaupt ist und kann, lotet sie aus. [...] Kleists szenische Phantasie sucht die Eigenart des Theaters in seinen elementaren Bedingungen und Möglichkeiten.“ (S. 63.) Die relativ kurz gehaltenen Abschnitte des Kleist-Kapitels über die *Familie Schroffenstein*, *Die Hermannsschlacht*, *Amphitryon*, *Das Kästchen von Heilbronn* und den *Zerbrochnen Krug* liefern eher zufällig herausgegriffene Beispiele dafür, wie der Extremist Kleist mit Grundelementen des Theaters umgeht, wie er sie immer wieder Zerreißproben aussetzt, um ihnen einen neuen Sinn abzugewinnen — der korrekten und überzeugenden Argumentation zum Trotz vermag Klotz hier dem Kenner des Kleistschen Werkes kaum etwas wesentlich Neues zu sagen. Hervorragend hingegen ist der umfangreichere Hauptabschnitt des Kleist-Kapitels über die *Penthesilea*-Tragödie, die der Verfasser als „seltsam doppeltes Drama“ bezeichnet: „Erstens also: das verzweifelt blutige Drama, das Penthesilea und Achill miteinander und gegeneinander austragen. Und zweitens: das verzweifelt unblutige Drama der Augenzeugen, wenn sie jenes zwischen Penthesilea und Achill vergeblich einzusehen trachten.“ (S. 99.) Klotz' aus älteren Arbeiten wohlbekannte analytische Fähigkeit

bewährt sich besonders in den Abschnitten über Kleists „explosiven Botenbericht“ (S. 86ff.) und „mauerlose Mauerschau“ (S. 90ff.), in denen ihm durch scharfsinnige Analysen gelingt, den überzeugenden Nachweis dafür zu erbringen, daß und wie Kleist althergebrachte Mittel der literarischen und theatralischen Konvention im Dient seines „extremen Theaters“ umfunktioniert.

Das dritte Kapitel, mit *Bühne im Kopf II* überschrieben, befaßt sich mit Grabbes „potenziertem Theater“ und seiner „Dramaturgie des Plus Ultra“: „Nicht trotz, sondern wegen seiner Nähe zum praktischen Theaterbetrieb, dessen zaghaftes Mittelmaß ihn abstieß, dichtete Grabbe rücksichtslos dagegen an, daran vorbei und darüber hinaus. Daher übertrifft er noch die Extremismen Kleists.“ (S. 123.) Jedoch nicht in allen Stücken, denn Grabbes Gesamtwerk sei, so der Verfasser, „seltsam ungleichartig, ungleichgewichtig und ungleichwertig“. (S. 124.) Auf der einen Seite also die „vergleichsweise konventionellen“ Hohenstaufen-, Römer- und Germanendramen, auf der anderen vor-avantgardistische Stücke, „die sich durchaus messen können mit den inzwischen anerkannten radikalen Neuerungen in Büchners Bühnenwerken“. (Ebd.) Dementsprechend wird das Hauptgewicht der Analysen des Kapitels auf den „rhetorischen Imperialismus“ des *Herzog Theodor von Gothland*, die extremen räumlichen (Höchst vs. Tiefst) und sensorischen (Hellst vs. Finsterst, Eisig vs. Glühend) Spannweiten und Polaritäten des *Don Juan und Faust*, die Rollenpotenzierungen und die „monumentale Kasperliade“ des *Hannibal* gelegt. Im letzten und m.E. wichtigsten Abschnitt des Grabbe-Kapitels, in dem *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung als Ernstfall einer Literatur-Komödie*, d.h. als Nicht-Bloß-Literatur-Komödie, sondern vielmehr als „Komödie vom Stoffwechsel der Belletristik“ und dabei unübertroffenes Exemplar einer „Maulschellendramaturgie“ besprochen wird, gelingt es dem Verfasser, das Rätsel der fortdauernden Faszination des Stückes zu lösen: „Die fortdauernde Faszination von *Scherz, Satire, Ironie* als Literatur-Komödie rührt [...] daher, daß hier Theater durch Literatur und Literatur durch Theater komisch aus den Angeln gehoben wird.“ (S. 166.)

Das vorletzte Kapitel des Buches trägt wiederum die Überschrift *Kopf auf der Bühne II*. Hier versucht Klotz diejenigen Elemente im Werk Nestroys aufzuspüren, die ihn als nicht minder radikalen Zeit- und Gesinnungsgenossen der deutschen Vor-Avantgardisten Kleist, Grabbe und Büchner ausweisen. Das Unternehmen scheint auf den ersten Blick gewagt, denn: „Was hat Johann Nestroy zu tun mit Kleist, Büchner, Grabbe, den großen, dazumal unerkannten und unverstandenen Radikaldramatikern des neunzehnten Jahrhunderts? Wenig bis nichts, so möchte man zunächst meinen.“ (S. 185.) Und doch vermag der Verfasser auf erhebliche Gemeinsamkeiten hinzuweisen, die Nestroys Behandlung im Umkreis der Radikaldramatik bei aller Unterschiedlichkeit seiner literaturhistorischen Situation mehr als berechtigt erscheinen lassen: „Vor allem sprengt Nestroy gleich ihnen die bislang gültigen Gattungsreservate. Er kommt zwar vom Lachtheater und bleibt auch dabei. Doch seine Werke, wie die von Kleist und Grabbe, bekunden, daß die herkömmliche strenge Scheidung zwischen tragischer und komischer Dramatik sinnvoll nicht länger durchzuhalten ist. [...] Vor allem aber erweist sich Nestroy als Radikaldramatiker von gleichem Schlag, indem auch er Grundelemente des Theaters mehr als beliebig beansprucht. Emphatisch schöpft und spielt er sie aus. Er befreit sie aus der Enge einer überkommenen Dramaturgie, die jenen Grundelementen oft nur rhetorische, geradezu widerszenische Dienstleistungen abnötigt.“ (Ebd.) Im Einzelnen wird im Kapitel dann nachgewiesen, wie der „Erz-Szeniker Nestroy“ durch seine Auftritts-Couplets und Akt-Finale die Bühne zum „öffentlichen Resonanzkasten“ umfunktioniert hat, wie er in seinem „virtuos hinter-sinnigen Umgang mit Sprache“ der „Etymologie der Wörter und der Dinge“ auf den Grund gegangen ist. Hervorzuheben ist besonders der letztere Aspekt, da nämlich Klotz an Hand von einigen Beispielen überzeugend darzulegen vermag, daß Nestroys

vielgerühmter Sprachwitz immer etwas eminent Theatralisches an sich hat und dementsprechend nur im Kontext der konkreten theatralischen Situation richtig funktioniert: „Wirken doch Nestroys Stücke eigenartig und einzigartig zumal dort, wo er das Sprachspiel im Schauspiel gipfeln läßt und das Schauspiel im Sprachspiel. Dazu kommt es freilich nur, weil er durchweg szenisch erdenkt, was er sprachlich ausdrückt. [...] Jeder Satz, der hier gesprochen wird oder auch gesungen, entspringt einer ganz bestimmten szenischen Situation, um letztlich wieder in sie einzumünden.“ (S. 191f.)

Volker Klotz hat ein wahrlich radikales Buch über die Radikaldramatik nicht nur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben. Radikal und in ihrer Radikalität polemisch zugespitzt ist vor allem das letzte Kapitel, ein kritisches Essay über herrschende Tendenzen der deutschen Bühnenkunst des letzten Jahrzehnts. Der Verfasser sagt es selber: „Ungeduldig, nein unduldsam ergreift meine Kritik Partei fürs Theater: gegen das Theater. Und zwar überall dort, wo es Gefahr läuft, die eigene Kunst abzuwürgen.“ (S. 215.) Durchdacht werden zum Schluß vor allem drohende und bereits spür- und sichtbare Folgen einer sozialhistorischen Situation, in der das Theater sich gezwungen fühlt, auf seine ureigenen, ihm allein eigentümlichen Möglichkeiten zu verzichten und sich widerstandslos durch elektronische Medien vereinnahmen zu lassen. Plädiert wird hingegen für ein *Theater an und für sich und für uns*. Somit erweist das Schlußkapitel nachträglich das Theater hier und heute als den geheimen Fluchtpunkt aller vorangegangenen Überlegungen. Klotz' Interesse und Aufmerksamkeit gilt also Potenzen und Möglichkeiten, die — obwohl mittlerweile seit mehr als einem Jahrhundert vorhanden — selbst das gegenwärtige, nach-avantgardistische Theater immer noch verspielt, anstatt sie — wenn nötig, auch sich selbst dabei aufs Spiel setzend — zu realisieren.

Radikal ist Klotz aber nicht nur im Schlußkapitel, sondern auch in den vorangegangenen des Buches. Radikal ist er vor allem — wie man es manchmal selbst schon an Überschriften wie *Wasser ohne Gift statt Schillers Kabalen-Limonade* ablesen kann — in seinen Zu- und Abneigungen. Dazu besitzt er die unter Germanisten leider so seltene Fähigkeit, seine Thesen prägnant und einprägsam, oder — wenn es Not tut — sogar polemisch und provokativ zu formulieren und klar bis haarscharf zu argumentieren. So hebt sein Buch sich gedanklich wie stilistisch radikal und wohltuend ab sowohl von der haltlos-leeren akademischen Schöngesterei älteren Schlages als auch von dem ephemeren Modegeschwätz der sogenannten Postmoderne, deren unzähligen Verfechtern — ohne die epochalen Einsichten ihrer wahren Repräsentanten in Frage stellen zu wollen — vor lauter terminologischen Purzelbäumen meistens schon der Atem ausgeht, ehe sie noch dazu kommen könnten, etwas Stichhaltiges zu sagen.

Insgesamt also ist dieses Buch, wie auch der Klappentext behauptet, eine wahrlich geistreiche, anregende, spannende und streckenweise nicht bloß lehrreiche, sondern auch unterhaltsame Lektüre für alle, „die forschend, lehrend und lernend darüber nachdenken, wie Drama und Theater sich zueinander verhalten“. Kann man denn von einer germanistischen Fach-Monographie überhaupt mehr verlangen?

Imre Kurdi
(Budapest)

Jürgen H. Petersen: *Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte.* — Stuttgart – Weimar: Metzler 1993. 191 S.

Im Gegensatz zu seinen Kollegen im Bereich der Literaturwissenschaft, die eine „Theorie“ konzipiert haben (Franz K. Stanzel, Viktor Sklovskij u.a.), legt Jürgen H.

Petersen diesmal eine „Poetik epischer Texte“ vor und meidet absichtlich die Benennung „Erzähltheorie“. Diese Sorgfalt bei der Begriffswahl zeigt schon sein Vorhaben: in dem gelegentlich herrschenden Chaos, in der Unstimmigkeit der Begriffe, Methoden und Grundsätze der Erzählforschung Klarheit zu schaffen, und ihr ein festes systematisches Fundament zu sichern. Eine Theorie „im strengen Sinne liefert die gedankliche Begründung für ein empirisch sichtbares Phänomen“ (S. 1), eine Poetik hingegen ist beschreibenden Charakters und muß sich erst um ein präzises Begriffsinstrumentarium bzw. um ein systematisches Vorgehen bemühen.

Ganz in diesem Sinne ist Petersens Ziel formuliert, Erzählssysteme zu konstituieren. Laut seiner Erklärung ist das Erzählssystem ein „Gebäude“, in dem verschiedene Schichten, d.h. Deskriptionskategorien (z.B. „point of view“, Erzählperspektive, Erzählverhalten, Darbietungsformen u.a.) miteinander funktional verbunden sind, weil sie voneinander abhängen. Es ist eigentlich ein formanalytisches Instrumentarium, das umso mehr nötig ist, weil die überkommenen Interpretationen vorwiegend inhaltsanalytisch und historisch vorgehen — sie berücksichtigen nicht die epischen Systeme, in denen bestimmte Formphänomene miteinander verknüpft sind. Dies betrachtet der Verfasser eindeutig als Mangel interpretatorischen Verfahrens, weil „ein erzählendes Kunstwerk in seiner ästhetischen Dimension unberücksichtigt bleibt, wenn es zwar inhaltlich, aber nicht erzählssystematisch analysiert wird“ (S. 177).

Wie daraus hervorgeht, charakterisiert Petersens Werk ein kritischer Ton gegenüber den etablierten Erzähltheorien — seiner Kritik widmet er ein ausführliches Kapitel. Er setzt sich mit Erzähltheoretikern wie Eberhardt Lämmert, Franz K. Stanzel, Käte Hamburger und Harald Weinrich auseinander, denen er insgesamt vorwirft, sie hätten die literarische Moderne ignoriert bzw. ihre Poetiken seien unfähig, Erzählssysteme moderner Werke zu beschreiben. Das bedeutet im einzelnen, daß sie Erscheinungen wie den sog. Montageroman, Präsens als erzählendes Tempus oder die textontologische Instabilität moderner Werke außer acht gelassen hätten.

Im Bewußtsein einer solchen Lückenhaftigkeit vorhandener Poetiken versteht es sich von selbst, daß Petersen auf die Darbietung von Phänomenen der Moderne großes Gewicht legt. Aus demselben Grund hält er die sprachontologische Fundierung seiner Poetik für außerordentlich wichtig. Diese sprachontologische Fragestellung findet Platz in dem Kapitel „Grundriß“, in dem Aspekte allgemeiner poetologischer Art erörtert werden. Der Verfasser strebt eine klare Differenzierung zwischen Wirklichkeitsaussagen und fiktionalen Texten an und definiert letztere als solche, die eine eigene, gegen die empirische Welt abgeschlossene Sphäre bilden, in der „die absolute Wahrheit der Sätze“ (S. 7) gilt. Einen anderen gravierenden Unterschied sieht er in ihrer kommunikativen Funktion, indem er die fiktionalen Texten zugesprochene Autoreferentialität (ein „gängig gewordener Terminus“, S. 13) in einem „Sowohl-als-auch“-Verhältnis modifiziert. Demnach ist reine Autoreferentialität nicht denkbar, ein Moment von Welt-Referentialität muß in jedem fiktionalen Sprechen stecken.

Diese sprachontologische Fundierung ist insofern wichtig, als manche Werke der Moderne eine textontologische Instabilität in sich tragen, die sich auch in anderen Aspekten des Grundrisses niederschlägt. In dem Kapitel „Tempusprobleme“ wird das Vordringen des Präsens als Erzähltempus und die willkürliche Tempusmischung anhand zahlreicher Textbeispiele vorgestellt. Der verwirrende Tempuswechsel ist Ergebnis eines ästhetischen Wandlungsprozesses, an dessen Endpunkt „das offene Kunstwerk“ (Umberto Eco) steht, das eine aufgelöste Welt mit ihren aufgelösten Wertsystemen widerspiegelt. Dieser Prozeß geht so weit, daß die hermetisch geschlossene Welt der Fiktion geöffnet wird. Als Vorläufer ist hier Thomas Mann mit seiner ironischen Erzählweise anzusehen, aber in einer immer größeren Zahl von modernen Werken überschreitet der Erzähler die Grenze der Fiktionalität und verrät dem Leser, daß die Geschichte erfunden ist. So wird der fiktionale Rahmen gesprengt und damit

die Rezeptionslenkung zugunsten (oder auf Kosten?) einer freien Rezeption völlig aufgegeben. Die Abschnitte „Das Spiel mit der Fiktionalität“ sowie „Gelenkte und freie Rezeption“ gehören also genauso in den „Grundriß“ hinein wie „Gattungsfragen“ oder „Bauformen, Strukturmomente, Textarten“.

Der sog. „Aufriß“ von Petersens Poetik enthält Kategorien, die spezifisch epischen Charakters sind. In den ersten drei Kapiteln erörtert er Begriffe wie Erzählformen (das ontologische Verhältnis des Erzählers zum Erzählten), wobei er der Eindimensionalität der Er-Form die Zweidimensionalität der Ich-Form entgegenstellt und auch die Du-Form gelten läßt. Der Standort des Erzählers (das raum-zeitliche Verhältnis des Narrators zum Erzählten) sowie die Sichtweisen (Außensicht, Innensicht) werden auch in diesen Kapiteln analysiert. Petersen weist auf den funktionalen Zusammenhang dieser Aspekte hin und liefert dadurch einen überzeugenden Beweis für sein Konzept der Erzählsysteme. Weitere Kategorien wie Erzählverhalten (ein kritischer Gegenbegriff zu Stanzels „Erzählsituationen,“) oder Arten der Darbietung (Redeformen, Bewußtseinswiedergabe) prägen in ihrem funktionalen Zusammenspiel genauso das Erzählsystem.

All diese Aspekte münden in die Bildung des sog. „epischen Reliefs“ ein, das sich außer aus dem vorher Erwähnten auch aus inhaltlichen, thematischen, stofflichen und tektonischen Elementen zusammensetzt. Das epische Relief ist ausgeprägt, wenn der Narrator bereit ist, seine Mittel zu wechseln und seine Blickpunkte zu variieren, was natürlicherweise mit der Vielfalt inhaltlicher Fragen einhergeht. Leitmotivartig kehrt an dieser Stelle die Problematik der textontologischen Stabilität bzw. Instabilität wieder. Denn die Voraussetzung für ein intaktes Relief ist der feste Rahmen der Fiktionalität: schwankt dieser Rahmen, erzwingt der Text freie Rezeption, wird auch das Relief vage und unsicher, so daß der Leser das Relief selbst erstellen muß. Die Begriffe Erzählsystem und Relief überschneiden sich also zum Teil, Relief bedeutet aber die Nutzung und Ausarbeitung des Systems und hat auch eine rezeptionsästhetische Komponente.

Nach der Beschreibung des Grund- und Aufrisses soll Petersens Deskriptionssystem auch in der Praxis erprobt und auf epische Texte jeder Art angewendet werden. Da er „Praktizität“ als eine seiner Hauptgrundsätze betrachtet und davon ausgeht, daß Textphänomene und nicht Prämissen die Auslegung leiten sollen, muß er der Textvielfalt eine Systemvielfalt anpassen, und so wird für ihn möglich — im Gegensatz zu den schon erwähnten Erzähltheoretikern —, Texte der Moderne in imponierender Anzahl unter seine Textbeispiele aufzunehmen.

Der Verfasser unterscheidet drei Erzählsysteme. Als erstes beschreibt er die stabilen Systeme, in denen die funktionale Zuordnung der Erzählelemente zueinander und zum Thema beibehalten bleibt, wie z.B. in kürzeren epischen Texten. Zu den sog. variablen Systemen zählt Petersen zum einen Werke textontologischer Instabilität, in denen dem Erzähler sein fiktionaler Rahmen genommen wird, d.h. der Erzähler ist kein Teil der Fiktion (z.B. Max Frisch: *Mein Name sei Gantenbein*). Zum anderen gehören in diese Systemform Werke, in denen das instabile Erzählsystem sich innerhalb einer geschlossener Fiktionalität bewegt und die Instabilität durch Veränderung der Erzählform oder der Kategorien des Grundrisses erzeugt wird (z.B. Thomas Mann: *Doktor Faustus*, Rahmenerzählungen). Schließlich sei noch der Montageroman erwähnt, der unterschiedliche Erzählsysteme miteinander verbindet, deren thematischer Zusammenhang aber auf der Meta-Ebene sichtbar wird (z.B. Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*).

Die dritte Systemform ist eigentlich die Auflösung des Systems: die inkohärente Systemvielfalt, in der „weder die abgebildete Welt noch die erkennbare Absicht die Aufnahme des Kunstwerkes lenkt“ (S. 139). In solchen Werken, die seit der Jahrhundertwende immer häufiger werden, geht die Aufgabe textueller Identität Hand in

Hand mit der Auflösung der Erzählsysteme (z.B. Gerold Späth: *Commedia*). Jürgen H. Petersen ist es gelungen, Stabilität in die Variabilität zu bringen, indem er dem Interpreten ein formanalytisches Instrumentarium bietet, mit Hilfe dessen die erzählerischen Kategorien und darüber hinaus die ästhetische Beschaffenheit epischer Texte jeglicher Art und jeglichen Alters erfaßt werden können.

Gabriella Rácz
(Veszprém)

Ingeborg Schnack – Renate Scharffenberg (Hrsg.): „Denn auch die Trinkgeldfrage war, ... zu einem besonderen mathematischen Problem angewachsen“. Rainer Maria Rilke: Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906 bis 1926. 2 Bde. — Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 1995. 690 und 613 S.

Das Opus epistolarum Rainer Maria Rilkes wird trotz der Unzugänglichkeit eines großen Teils seines Nachlasses allmählich in immer größerem Umfang ein Gemeinschaftsschatz der Menschheit. 61 Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Auswahl aus Rilkes Briefen „an seinen Verleger“ brachte der Insel-Verlag endlich eine fast vollständige Ausgabe der Korrespondenz des Dichters mit Anton Kippenberg. Sie enthält 362 Briefe und 35 Telegramme Rilkes sowie 292 Briefe, Karten und Telegramme Kippenbergs. Zwischen der Erstausgabe 1934 und der jetzigen gab es 1949 eine erweiterte Neuausgabe der *Briefe an seinen Verleger*, aber sie hat die Zahl der veröffentlichten Briefe zwar vermehrt, jedoch das Prinzip der falsch verstandenen Diskretion beibehalten, d.h. auch sie enthielt nur Ausschnitte aus den Briefen und alles Finanzielle und Persönliche wurde gewissenhaft ausgelassen. Erst die jetzige Ausgabe, die die Briefe Rilkes größtenteils komplett (laut der Nachbemerkung der Herausgeberinnen sind zwei vorhandene Briefe ausgelassen und fünf verlorengegangene nach den früheren gekürzten Ausgaben gedruckt) und die Briefe Kippenbergs überhaupt das erste Mal veröffentlicht, läßt die komplizierte und tragische Beziehung der zwei Männer in ihrer Komplexität erkennen.

Aus der falschen Harmonie, deren Schein das idyllische Bild des guten hausväterlichen Verlegers und dessen lebensuntüchtigen Dichters erweckt hatte, ist ein spannender Zeitroman geworden. Wenn man die Korrespondenz liest, wird die ganze Zeit mit ihrem Glanz und Elend lebendig, und vor diesem historischen Hintergrund erscheinen zwei Menschen völlig unterschiedlichen Temperaments. Beide sind vom Wohlwollen erfüllt, beide freundschaftlich gesinnt, jedoch sie können einander in der Tiefe ihres Wesens nicht verstehen. Sie brauchen diplomatisches Geschick, um die „freundschaftliche“ Beziehung aufrechtzuerhalten. Die Korrespondenz beginnt 1906, nachdem Kippenberg beim Insel-Verlag Direktor geworden und kurz zuvor Rilkes Gedichtband *Das Stunden-Buch* beim selben Verlag erschienen ist. Der junge, kaum älter als dreißigjährige Verlagsdirektor erkennt das außerordentliche Talent des um ein Jahr jüngeren Dichters und will ihn mit Begünstigungen an den Verlag binden. Er bietet ihm eine regelmäßige finanzielle Unterstützung an und vereint mit großer Anstrengung die Urheberrechte aller früheren Werke des Dichters beim eigenen Verlag. Während des ersten und längsten Aufenthalts von Rilke im Kippenbergschen Haus in der Leipziger Richterstraße am Anfang des Jahres 1910 wird aus dem korrekten Geschäftsverhältnis eine Freundschaft. Das Ehepaar Kippenberg steckt Rilke mit der Goethe-Begeisterung an, und es beginnt ein Briefwechsel auch mit der Herrin, mit

Katharina Kippenberg. Er enthält 138 Briefe von Rilke, 152 von Katharina Kippenberg und ist seit 1954 publiziert. Die beiden Korrespondenzen ergänzen einander. Ziemlich früh bildet sich auch ein Profilunterschied heraus: Den Freund über die familiären Angelegenheiten und über das Gedeihen der Bäume und Pflanzen im Garten zu berichten, wird immer mehr die Aufgabe der Familienmutter, während der Mann über den Zuwachs und die Probleme des Verlages schreibt. Dazu kommt noch, daß die feinfühlig und sehr gebildete Frau die Betreuung der periodischen Schriften des Verlages (der jährlichen Almanache und später der Verlagszeitschrift *Inselschiff*) sowie die Redaktion eines großen Teils der Gegenwartsliteratur übernimmt. So äußert sich Rilke über die jüngere Literatur, insbesondere über die expressionistischen Lyriker (Däubler, Becher, Trakl, Werfel u.a.m.) viel mehr in seinen Briefen an Katharina Kippenberg als in denen an ihren Mann, der Rilkes Interesse für die Veröffentlichungen des Kurt Wolff Verlages eifersüchtig beobachtet und strikt ablehnt, daß Rilke in den *Weißten Blättern* publiziert. Dieser Geschmacksunterschied führt in den Jahren 1914/15 zu einer Mißstimmung zwischen den beiden Männern. Diese hätte aber nicht zu einem offenen Konflikt geführt, wenn sich gleichzeitig auch andere Gegensätze nicht verstärkt hätten.

Die Beziehung Rilkes zu Anton Kippenberg kann als ein konkretes Beispiel des Bürger-Künstler-Gegensatzes am Anfang unseres Jahrhunderts aufgefaßt werden. Der Verleger ist ein sparsamer Bürger, der immer auch an die Zukunft denkt und das Einkommen seines Schützlings gut einteilen will. Er hat vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus sicher recht. Er begreift aber nicht, daß der Künstler andere Schwerpunkte setzen kann als der nüchterne Bürger. Diese andere Logik drückt Thomas Mann treffend aus, in dem er über seinen Tonio Kröger berichtet: „Und Tonio Kröger fuhr gen Norden. Er fuhr mit Komfort (denn er pflegte zu sagen, daß jemand, der es innerlich soviel schwerer hat als andere Leute, gerechten Anspruch auf ein wenig äußeres Behagen habe.)“ Rilke lehnt sich gegen die Vormundschaft Kippenbergs am 5. Oktober 1915 auf. Der in den früheren Briefausgaben fehlende, aber in dem *Jahrbuch der Schiller-Gesellschaft* 1974 von Joachim W. Storck publizierte Brief Rilkes ist voller Vorwürfe. Der vom Krieg in Verzweiflung getriebene Dichter hat kurz davor erfahren, daß all seine Sachen, „Bücher, Papiere, Anmerkungen, alle Briefschaften“ in Paris versteigert worden waren, um den Mietspreis seiner dort nicht gekündigten Wohnung zu begleichen. Er hat die naive Vorstellung, daß er trotz des Kriegszustandes zwischen Deutschland und Frankreich über Holland Geld nach Paris hätte schicken können, um die Miete für die nicht bewohnte Wohnung zu bezahlen. Im Herbst 1915 war zwar der Traum vom Blitzkrieg aus, aber niemand dachte daran, daß der Krieg noch drei volle Jahre dauern wird. Rilke hoffte, daß er aus der Summe, die ein großzügiger Mäzen (er wußte nicht, daß dieser der Philosoph Ludwig Wittgenstein gewesen war), ihm kurz vor Kriegsausbruch geschenkt hatte, die Wohnung und seinen Besitz hätte retten können. Das Geld war aber nicht in seiner Hand, es wurde von Kippenberg verwaltet, Rilke selbst mußte jedes Mal um die Überweisung der Summen bitten. Dieser Umstand empört ihn und macht sich selbst sowie auch Kippenberg bittere Vorwürfe: „Indem ich, werther Freund, einem lange zurückgehaltenen Unmuth so weit nachgebe, ja ihn vor Ihnen bis auf den Rest ausschütte, tadele ich (das muß wiederholt sein) mich, *mich*, kann mich nicht beruhigen über dem unbegreiflichen Fehler, den ich gemacht habe, indem ich eine außerordentliche Fügung, ein Wunder, das mich so rein betraf wie ein Traum in der Nacht, in eine Geschäftserwägung und bürgerliche Berechnung ausgehen ließ -, diese Vermischung konnte nichts als Trübung ergeben, und kaum hatte ich sie verstatet, so drängte auch schon der Vorwurf in mir, nicht ein habgieriger, leichtsinniger, sondern der geheimnisvolle Vorwurf, den jedes Gemüth zu beschwichtigen hat, das zu rasch vom wunderbar Unerfaßlichen zum bedachtsam Nützlichen übergeht. // Sie, Geschäftsmann,

Sachwalter, gerade in Sorge um meine bürgerliche Bezüge und bemüht, mir, bei der plötzlich durch den Krieg bedrohten Lage, Gelder zu schaffen, konnten in jenem Vermächtnis nur das unvermuthliche Vorhandensein einer unerhört großen Summe sehen, nicht anders, alsob dies die Beträge gewesen wären, die durch die begonnene Fürsorge einer gewissen großen Dame oder sonst wie in unsere Kasse sich eingefunden hätten. Was mir da aber eigentlich widerfuhr (mit dieser Zuweisung eines Fremden) und genau *mir* widerfuhr, das zu erkennen wäre *ich* dagewesen, und ich hätte den Begriff diese unvermuthlichen Eigenthums wenigsten erst in mir fassen und ausbreiten müssen, bevor ich Ihnen zugab, daß wir den größeren Theil davon (und wie muß ich mir den anderen herauswinden!) einfach zu dem höchst nüchternen Vorrath meiner Lebensmittel besorgt und bürgerlich hinzuschlagen!“ (Bd. 2, S. 32-33.) Im Gegensatz zu Thomas Mann, der Moral und Nützlichkeitsprinzip des Bürgers anerkennt, wenn auch er selbst diese nicht befolgen will und kann, sträubt sich in Rilke alles gegen das Nützliche, das Bürgerliche, er sieht darin, daß er die ihm unerwartet zugefallene Summe für den Lebensunterhalt verzehrt, eine unverzeihbare Sünde. Kippenbergs Reagieren auf diese Vorwürfe ruft in dem Leser Bewunderung hervor, er hat das Taktgefühl, auf die Einzelheiten nicht einzugehen und keine im voraus zum Scheitern verurtheilte Diskussion zu beginnen, er bemerkt am 25. Oktober nur soviel: „Nein, lieber Freund, Ihr erster Brief war mir weder lästig noch kränkend, nur schmerzlich, *sehr sehr* schmerzlich, wie selten ein Brief, den ich in meinem Leben erhalten habe.“ (S. 36) Eine Woche später, am Allerseelestage 1915 kehrt Rilke noch einmal kurz auf das Thema zurück und macht mit seltener Offenheit das für seine Künstlerseele sehr charakteristische Bekenntnis: „Enttäuscht bin ich auch jetzt noch, etwa wie ein Kind, dem man von einer reichen Weihnachtssumme lauter nützliche Sachen kauft, die zu haben es ohnehin gewohnt war: etwa so —; Sie sehen, auf was für einer niederen unmündigen Stufe meine kapitalistischen Vorstellungen sich abspielen.“ (S. 38) Später wird darüber nicht mehr geschrieben, aber Rilke bleibt finanziell weiterhin von der Großzügigkeit Kippenbergs abhängig.

Die Korrespondenz Rilkes mit Anton Kippenberg bietet zum Verständnis seiner Werke oder zur Kenntnis seiner weltanschaulichen und ästhetischen Positionen viel weniger als etwa die mit Lou Andreas-Salomé, mit der Fürstin Thurn und Taxis, der Baronin Sidonie Nádherny' oder Frau Wunderly, aber sie gibt das nüchterne Bild der finanziellen Verhältnisse des Dichters, eines lyrischen Dichters, der am Anfang unseres Jahrhunderts freischaffend zu sein versuchte. Die Rilke-Sekte ist geneigt, Rilkes Leben als Abbild seiner Dichtung anzunehmen und von allem Materiellen zu befreien. Es wurde mit Genugthuung quittiert, daß er zeit seines Lebens als Gast reicher Gönnerinnen in vornehmen Schlössern gepflegt worden war, und wenn er eben nicht Gast war, dann war er sowieso ein Asket, der sich wenig um die irdischen Gelüste kümmerte. Erst die jetzt aufgelegte Korrespondenz zeigt die tragischen Umstände dieses Lebens klar, denn kaum war der Krieg zu Ende, kam die Inflation. Es ist ein Glück, daß er in der Schweiz von Freunden großzügig unterstützt wurde, denn vergebens erreichten seine Werke nach dem Krieg unglaubliche Auflagezahlen, die Inflation machte die Mark so wertlos, daß seine Honorare kaum zur Deckung seiner Kosten gereicht hätten. Bis zur Ansiedlung in dem Schloß genannten aber unkonfortablen Wohnturm Muzot bittet Rilke seinen Verleger nur selten um Geld für sich selbst, im geschäftlichen Teil der Briefe geht es meistens um die Unterstützung der Tochter Ruth oder um die Erhöhung der regelmäßigen Geldsendungen an Clara Rilke. Der Dichter selbst grübelt jahrelang über die Anschaffung eines neuen Anzugs: Obwohl Kippenberg bereits im April 1922 Rilke empfiehlt, „trotz des hohen Preises die Anschaffung des Anzugs nicht hinauszuschieben“ (S. 268), bittet der Dichter seinen Verleger erst von Paris aus am 26. Mai 1925 um die Überweisung der 2.000,- französischen Franken, die den Preis der zwei in Paris angefertigten Anzüge ausmachen. Kaum ist nach der

großen Inflation gegen Ende 1923 die Reichsmark stabilisiert, beginnen sich bei Rilke die Symptome jener Krankheit zu melden, die drei Jahre später seinen frühen Tod verursachen. Er benötigt ärztliche Untersuchungen und Kuraufenthalte, die enorm teuer sind. In Kippenbergs letztem Brief an Rilke vom 13. Dezember 1926 stehen zwar die rührenden Sätze: „Auf das herzlichste bitte ich Sie, sich keinerlei materielle Sorgen zu machen! Was ich zu Ihrer Genesung und Wiedererstarkung thun kann, ist nur bescheiden, gemessen an der Kunst des Arztes, aber seien Sie überzeugt, daß es mit größter Freude und im weitesten Maße geschehen soll. ‘Siehe, was mein ist, ist auch dein!’“ (S. 438), aber sechs Wochen früher reagiert er noch folgenderweise auf die Pläne Rilkes, den Winter in einem südlichen Kurort zu verbringen: „Der gute Hausvater steht den erhöhten finanziellen Wünschen, die Sie mir ankündigen, dieses Mal recht sorgenvoll gegenüber. Durch die besonderen Zahlungen in diesem Jahre neben den regelmäßigen Monatszahlungen für Sie und für Clara Rilke, denen — was bei dem allgemeinen Rückgang des Bücherabsatzes nicht zu verwundern ist — verminderte Gutschriften aus Honoraren gegenüberstehen, ist auf Ihrem Konto schon jetzt ein Defizit von über M 6000.- vorhanden“. (S. 432-433)

Muzot war für Rilke die Rettung, aber dieses „Lehen“ (das aus dem Wortschatz des feudalen Gesellschaftssystems entlehnte Wort wird in den Briefen mehrmals humorvoll verwendet) war eben nur ein Lehen, d.h. eine Leihgabe und kein Eigentum. Ein Eigentum hatte Rilke nie, aber er hat sich dreimal im Leben eine Wohnung eingerichtet. Westerwede muß er verlassen, um Geld zu verdienen; im März 1913 richtet er sich in der Pariser Rue Campagne Première ein, zwei Jahre später werden wegen der ausgebliebenen Wohnungsmiete alle seine Sachen versteigert, nach mehreren provisorischen Wohnungen bezieht Rilke im Mai 1918 eine Wohnung in der Ainmillerstraße im Münchener Schwabing, die er kaum länger als ein Jahr bewohnt. Am 11. Juni 1919 verläßt er die Wohnung und hinterläßt darin all seinen Besitz, ausgesetzt auch der Gefahr, daß dieser beschlagnahmt wird. Von der Schweiz aus muß er sich lange noch darum kümmern, bis es Kippenberg gelingt, im April 1922 Rilkes Möbel und Bücher aus der Wohnung holen zu lassen und beim Insel-Verlag zu deponieren. Rilke selbst sieht die Sachen nie mehr wieder, er, der so sehr an den Dingen hing, lebt bis zu seinem Tode mit Wohnungseinrichtungen zusammen, die anderen Menschen gehörten.

Dichter und Verleger hatten politisch so grundverschiedene Überzeugungen, daß dieses Thema in den Briefen nur sehr selten berührt wird. Eine der wenigen Ausnahmen bildet der Fall, den eine deutsche Zeitungsnotiz auslöst, wonach Rilke am Pariser Kongreß des PEN-Klubs als Delegierter der Tschechoslowakei teilnehmen sollte. Kippenberg fragt verzweifelt nach und nennt dabei die Tschechoslowakei ein Land, „dessen Regierung unsere Volksgenossen auf das brutalste ihrer elementarsten Rechte systematisch beraubt“ (S. 376). In seinem Antwortbrief beruhigt Rilke den Verleger, daß er an keinem Schriftstellerkongreß teilnimmt, er kann sich aber der Bemerkung nicht enthalten: „Im Übrigen, ohne jedes Recht, sie je zu vertreten, habe ich gegen die Tschechoslowakei nichts einzuwenden, und wenn man mich, dem Ursprung nach, dorthin rangiert, so verhalt ich mich still und höflich dieser Tatsache gegenüber, die ja immerhin an dem Kompositen meines Wesens ihren Anteil haben mag.“ (S. 379-380) Fragen der Politik werden sonst so vorsichtig vermieden, daß Rilkes tschechische Staatsbürgerschaft nach dem Zerfall Österreichs kein einziges Mal erwähnt wird.

Die Ausgabe ist auf die von Frau Schnack gewohnte vorbildliche Weise ediert. Neben dem buchstabengetreuen Abdruck der Briefe enthalten die zwei Bände eine fast fünfzig Seiten lange Einleitung, in der Frau Ingeborg Schnack, die persönlich mit Kippenberg noch zusammengearbeitet hat, die Geschichte der Beziehung beider Männer darstellt. sowie ausführliche Kommentare, die annähernd ein Drittel des

Umfangs beider Bände ausmachen und die Neugier des Lesers in den meisten Fällen befriedigen. Hie und da könnte man sich noch mehr Informationen wünschen, zum Beispiel im Falle jener Zeitungsnote über den PEN-Kongreß: In den Anmerkungen wird zwar der Text der Note abgedruckt, aber man würde sich auch dafür interessieren, welche Zeitung diese Note gebracht hat. Besonders wertvoll ist das Verzeichnis der Briefe, in dem auch darauf hingewiesen wird, welche Briefe in den früheren Ausgaben veröffentlicht, bzw. gekürzt veröffentlicht wurden. Die Ausgabe ergänzt ein Namenregister. Es ist schade, daß der Verlag sich das Register der Werke Rilkes erspart hat. In beiden Bänden sind jeweils acht Seiten Bilder eingefügt.

Ferenc Szász
(Budapest)

Nina Berend – Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. — Frankfurt am Main: Peter Lang 1994. 348 S.

Mit dem hier vorgelegten Band möchten die Autoren und Herausgeber des Bandes eine bleibende Erinnerung an **Hugo Jedig** und seine Leistung schaffen und an seine Forschungsergebnisse anknüpfen. Hugo Jedig war einer der bedeutendsten Forscher der Sprachinselwelt der Rußlanddeutschen. In seiner ersten Schaffensperiode entstanden Arbeiten über die Wechselverhältnisse von verschiedenen deutschen Dialekten, wie sie in dieser Sprachlandschaft vorzufinden waren. Nach dem 2. Weltkrieg widmete er sich der dialektgeographischen Aufarbeitung der neugestalteten Sprachinsellandschaft. In der von ihm gegründeten Arbeitsstelle in Omsk entstanden systemlinguistische Beschreibungen, soziolinguistische Untersuchungen mit Auskunft über die Herkunft und soziale Schichtung. Als Leiter der Forschungsstelle „Deutsche Sprachinsel“ interessierte er sich für die Auswirkung der Kontaktvarietät der Umgebung auf die autochthone Sprachinselvarietät und stellte schon damals die Frage, die erst jetzt gerade in den Mittelpunkt der Sprachinselforschung rückt: Welche Auswirkungen hat die Sprachinselvarietät auf die Kontaktvarietät der Umgebung? Seine Ergebnisse auf dem Gebiet der Erforschung der Dialektgeographie der rußlanddeutschen Sprachinseln sind durch einen Aufsatz von ihm vertreten.

Thema des Sammelbandes bilden die verschiedenen Facetten der deutschen Sprachinselforschung: die Beschreibung der sprachlichen und sprachgeographischen Strukturen in den deutschen Sprachinseln, ihrer Geschichte, ihrer derzeitigen soziolinguistischen Konstellationen und ihrer Entwicklungsdynamik. Dabei werden deutsche Sprachinseln in der ehemaligen UdSSR, in Ungarn, in Peru und Brasilien, in Nordamerika und in Australien untersucht. Zielsetzung ist eine theoretisch-methodische Einordnung der Sprachinselforschung in allgemeine Forschungsfelder wie Sprachkontaktforschung, Sprachminderheitenforschung, Stadtsprachenforschung und Variationslinguistik.

Seit 1934 (Walter Kuhn: *Deutsche Sprachinselforschung*. Geschichte, Aufgaben, Verfahren) erscheint zum ersten Mal „Sprachinselforschung“ als Titel eines Sammelbandes. Die Sprachinselforschung fristete vor und nach der Veröffentlichung von Walter Kuhn ein wissenschaftliches Schattendasein. Sprachinselforschung war ein Forschungsfeld zwischen der Sprachwissenschaft und der Volkskunde/Kulturkunde, zwischen der Sprachgeschichte und der Dialektologie, zwischen der deutschen und den kontaktsprachlichen Philologien. Die wichtigsten Publikationen erschienen verstreut in den unterschiedlichsten Organen verschiedenster Fachgebiete. Mit diesem Sammel-

band zur Sprachinselforschung wollen die Autoren einen Schritt auf dem Wege machen, diesen Zustand zu verändern — wie es auch in den einleitenden Bemerkungen des Sammelbandes steht.

Mit den rußlanddeutschen Sprachinseln beschäftigen sich relativ viele Studien des Bandes. Jermoloewa konzentriert sich auf Erforschungsmöglichkeiten der Gesetzmäßigkeiten einer unabhängigen parallelen Entwicklung im Sprachinseldeutsch. Bei den Überlegungen werden vor allem die dies betreffenden Arbeiten Zirmunskijs und Jedigs interpretiert und mit neueren Ergebnissen der 80er Jahre ergänzt. Zum Schluß wird betont, daß „die Gesetzmäßigkeiten einer unabhängig parallelen Entwicklung wohl den Sprachinselmundarten nicht fremd sind. Das Problem bedarf aber einer weiteren Untersuchung mit Berücksichtigung des neuen Sprachstoffs.“ Larissa Naiditsch behandelt Sprachinterferenzerscheinungen in den Mundarten der deutschen Kolonisten bei Leningrad. Das angeführte Material, das von ihr 1990-1992 hauptsächlich in Leningrad und im Leningrader Gebiet gesammelt wurde, untersucht sie aus der Sicht der Wortentlehnung, der Kodemischung und des Kodewechsels. Neben der Lexik bilden auch die anderen Bereiche der Systemlinguistik einen wichtigen Teil ihrer Arbeit.

Peter Rosenberg gibt in seiner besonders wertvollen Arbeit Orientierungspunkte für eine moderne Sprachinselforschung. Zwar konzentriert er sich auf den Varietätenausgleich und Varietätenkontakt bei den Rußlanddeutschen, jedoch kann seine Theorie, was die Methoden und Konzepte der Beschreibung der oben erwähnten Sprachkontakterscheinungen betrifft, bei der Untersuchung jeder Sprachinsel angewendet werden. Besonders interessant ist der Hinweis auf das Zusammenwirken verschiedener inner- und außersprachlicher Aspekte, die beim Sprachausgleich eine Rolle spielen. Anatoli Domaschnew beruft sich bei der Klärung des Begriffes „Sprachinsel“ auf den Forscher der ungarndeutschen Dialekte, auf Claus Jürgen Hutterer, indem er ihn zitiert: Sprachinsel ist nicht nur linguistisch zu verstehen, sondern es ist ein „Sammelbegriff sämtlicher Lebensäußerungen der in einer Sprachinsel zusammengefaßten Gemeinschaft“ (S. 165). Im weiteren versucht er die Sprachinseln auf ihre Merkmale hin zu kategorisieren. Nach diachronischen Gesichtspunkten sind zu unterscheiden: die mittelalterlichen (alten) Sprachinseln sowie die neuzeitlichen (jungen) Sprachinseln. Nach räumlichen und geographischen Gesichtspunkten unterscheidet er die marginalen Verbreitungsgebiete der deutschen Sprachinseln in einem anderssprachigen Gebiet, die in geographischer Kontaktstellung zum eigenen Sprachkernland sind; die räumlich getrennte, transplantierte Sprachgemeinschaften inmitten einer anderssprachigen Mehrheit (Enklave, Siedlungskolonie, S. 169). Im zweiten Teil seiner Arbeit beschäftigt er sich dann mit der Forschungsgeschichte der Mundarten der Rußlanddeutschen von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Sehr interessant ist der Aufsatz von Georg Melika, der die Spracherhaltung und Sprachwechsel bei der deutschen Minderheit in Transkarpatien untersucht, bei den Karpatendeutschen, die weder zum Forschungsfeld der Rußlanddeutschen noch der Ungarndeutschen gehörten. Nach der demographischen Dynamik des Deutschtums in Transkarpatien stellt er den gegenwärtigen Stand des Deutschtums in diesem interethnischen Raum vor. Die Entwicklung des Multilingualismus und der Ablauf des Sprachwechsels bei den deutschen Streuminderheiten in Transkarpatien bilden die weiteren Schwerpunkte seiner Arbeit.

Mit den außereuropäischen deutschen Sprachinseln beschäftigen sich teils deutschsprachige, teils in der englischen Sprache verfaßte Aufsätze. Marion Lois Huffines untersucht in ihrer Studie den Sprachkontakt zwischen der englischen und deutschen Sprache in Nordamerika, in Pennsylvanien aus der Sicht des Dativgebrauchs und der Progressivität in der Konjugation der Verben. Ihre Untersuchungen basieren auf In-

interviews mit Gewährspersonen, die sie in drei Gruppen teilte: Amischleute, Mennoniten und solche, die keiner Sekte angehörten.

Joseph Salmons behandelt ebenfalls eine morphologische Erscheinung, den Kasusverlust, eine der am stärksten bemerkbaren Tendenzen, die bei den kontaktlinguistischen Untersuchungen des „Texas German“ festgestellt werden kann. Er verfährt sowohl diachronisch als auch synchronisch, gibt immer Beispiele an und erwähnt die Gründe der morphologischen Veränderungen. Kasusverlust und Kasusreduktion in den amerikanisch-deutschen Sprachinseln bilden auch das Thema des Aufsatzes von William D. Keel. Er versucht die Tendenz der inneren Entwicklung und des Einflusses von außen darzustellen. Er zieht Vergleiche sowohl mit den modernen deutschen als auch mit den rußlanddeutschen Dialekten.

Mit der Ebene der Syntax befaßt sich Mark L. Loudon, nachdem er die soziolinguistischen Merkmale der permanenten zweisprachigen Sprachinseln und die strukturalen Konsequenzen der permanenten Zweisprachigkeit in Nord-Amerika aus der Sicht der Semantik untersucht hatte. Bei den Syntaxveränderungen nimmt er besondere Rücksicht auf den Kasus- und Tempusgebrauch, die Komplementation und Wortstellung.

Der Verfall des Deutschen in der mennonitischen Gemeinde in Reedly/California ist das Thema der Arbeit mit siedlungsgeschichtlichen Einschlägen von Wolfgang W. Moelleken. Er erklärt diese Tatsache mit der Furcht vor der Vertreibung nach dem 1. und 2. Weltkrieg, mit der Furcht, wegen der Sprache lächerlich gemacht zu werden. Moelleken weist darauf hin, daß zwar die Religion im allgemeinen sprachbewahrend wirkt, dennoch nahm die Praxis in diesem Fall eine andere Richtung.

Kurt Rein beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit den rußlanddeutschen Täufergruppen in Amerika, wobei er den Akzent auf ihre Geschichte, auf die Einwanderung in die USA legt. Bei der Analyse ihrer Bedeutung für die Sprachinsel- und Sprachkontaktforschung führt er den Begriff „mobile Sprachinseln“ ein als Prototyp von „Weiterwanderung“ (continuing migration, S. 201). „Durch diese Differenzierung sowie Tiefenschärfe ist“ — seiner Meinung nach — „eine tiefere Analyse des Assimilationsvorgangs sowie der diesen steuernden unbewußten/bewußten Motive möglich“ (S. 202).

Mit den südamerikanischen deutschen Sprachinseln befassen sich zwei Studien des Bandes. Ute Bärnert-Fürst stellt in ihrer besonders anspruchsvollen Arbeit die Bewahrungs- und Verdrängungsprozesse des Deutschen in Brasilien unter soziolinguistischem Aspekt vor. Ihre Behauptungen werden von in Tabellen geordneten Daten unterstützt. Bei der Untersuchung der Gebrauchsfrequenz des Deutschen und des Portugiesischen entdeckt sie im Hintergrund interkulturelle Konflikte, die eine asymmetrische Beziehung zwischen den Sprachen schaffen. Sie kommt zu der Schlußfolgerung, daß der Verdrängungsprozeß des Deutschen durch das Portugiesische in allen Lebensbereichen radikal vor sich geht und daß die Ersetzung des Deutschen durch das Portugiesische nicht mehr aufzuhalten ist.

Mit der deutschen Sprachinsel in Pozuzo (Peru) und mit der Situation der „Landler“ in Siebenbürgen beschäftigt sich Wilfried Schabus. Die beiden Studien konzentrieren sich in erster Linie auf Konsequenzen, „die sich für bestimmte deutsche Dialekte aus besonderen, ausführlich beschriebenen Kontaktsituationen miteinander ergeben haben, in zweiter Linie auf einige interferentielle Aspekte ihres Kontakts mit der jeweiligen Landessprache.“ (S. 221) Er macht Beobachtungen zu Sprachkontakt, Varietätenausgleich, Sprachloyalität und Sprachwechsel.

Die australischen deutschen Sprachinseln werden von Michael Clyne und Anne Pauwels vorgestellt. Michael Clyne vergleicht die soziolinguistische Situation des Deutschen am Ende der Entwicklung der eigenständigen Sprachinseln mit der der offenen städtischen Siedlungen. Anne Pauwels arbeitet auch im Bereich der Sozio-

linguistik. Sie untersucht den Sprachgebrauch der Templer Schwaben und der Deutschländer in verschiedenen Gesellschaftsschichten.

Die ungarndeutsche Sprachinselforschung wird durch einen Aufsatz von Mária Erb vertreten. Sie äußert sich zur interdisziplinären Untersuchung der natürlichen Zweisprachigkeit am Beispiel der Ungarndeutschen. Sie weist darauf hin, daß das 20. Jahrhundert nicht nur langsame, quantitative Veränderungen in der Sprache und in der außersprachlichen Welt der Minderheiten brachte, sondern auch mehrere, schnell aufeinanderfolgende qualitative Schritte sowohl in sprachlicher als auch — vor allem und zuerst — in außersprachlicher Hinsicht. Sie hält die interdisziplinäre Annäherung an die Diachronie als auch an die Synchronie der Sprache von Sprachinselgemeinschaften für außerordentlich wichtig. Diese Annäherungen fußen ihrer Ausrichtung und Bedeutung nach auf verschiedenen Tatsachen. Sie gibt Anhaltspunkte am Beispiel der Ungarndeutschen, die aber über das Ungarndeutschtum hinausweisende Frequenzen haben (S. 265). Auf den erwähnten Grundsätzen basierend veranschaulicht sie die enge Verbundenheit inner- und außersprachlicher Faktoren am Beispiel der Ungarndeutschen, wobei sich das Jahr 1945 als qualitative Grenze erkennen läßt (S. 267-268). Am Ende ihrer Arbeit weist sie auf die wichtigsten Fragen und Probleme hin, die in der nahen Zukunft von der Wissenschaft mit Einbeziehung aller in Frage kommenden Disziplinen zu lösen wären (S. 269-270).

Der Band schließt mit den Aufsätzen der beiden Herausgeber. Nina Berend äußert sich über die Sprachinsel- und Forschungssituation und macht Beobachtungen zur systemlinguistischen Struktur der mitgebrachten Inseldialekte. Schließlich weist sie darauf hin, welche Sprachveränderungsprozesse in der neuen Sprachkontaktsituation zu beobachten sind und wie Verdeutschung und Verhochdeutschung zur Auflösung der Inseldialekte führen können.

Klaus J. Mattheier befaßt sich mit dem Terminus „Sprachinsel“. Er untersucht dessen bisherige Definitionen und zeigt, daß die Arealität in ihnen eine zentrale Rolle spielt. Er sagt, daß „die Hervorhebung der Arealität wohl ein Relikt der Bindung dieser Definitionen an die deutschen Forschungstraditionen ist, in denen die Dialektgeographie der Sprachinseln und die dialektgeographische Herkunftssuche lange Zeit über die Forschung dominierten“ (S. 333). In seinem Beitrag wird der Standpunkt vertreten, daß Sprachinseln ein allgemeines soziolinguistisches Phänomen sind, das sich von anderen soziolinguistischen Problemen wohlunterschieden erweist. Er schlägt eine soziolinguistisch ausgerichtete Definition der Sprachinsel vor, in der die Arealität nicht speziell erwähnt, jedoch nicht ausgeschlossen wird (S. 334). In der neuen Konstellation stellen sich neue theoretische und methodische Fragen. Anknüpfend an die vorgeschlagene Definition und unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Forschungsstandes scheinen sich fünf Forschungskomplexe herauszuschälen, die in einer Arbeit detailliert dargestellt werden.

Zwar sind die Beiträge sehr unterschiedlichen Sprachkonstellationen gewidmet, aber gerade die vergleichende Zusammenschau dieser unterschiedlichen Perspektiven bietet die Grundlage für eine Reihe von allgemeinen Überlegungen zur Sprachinselforschung und zur Sprachinseltheorie.

Katalin Takács-Orosz
(Veszprém)

Heidrun Popp (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag.* — München: Iudicium 1995. 833 S.

Der Herausgeberin ist es gelungen, 60 namhafte in- und ausländische Autoren, deren Beiträge den neuesten Stand der Forschung repräsentieren, in diesem durchdacht gegliederten Sammelband zu vereinen. Heidrun Popp ordnete die 54 Beiträge — gemäß den Leitthemen des Jubilars — den folgenden vier thematischen Abschnitten zu: Linguistische und didaktische Grammatik, Valenz- und Kasustheorie, Sprachwissenschaftliche Disziplinen, Das Lehrfach „Deutsch als Fremdsprache“. Leider ermöglicht es der mir zugeteilte Raum nicht, die Fülle der hier dargebotenen Forschungsergebnisse, Anschauungen und Thesen in Augenschein zu nehmen und zu würdigen. So beschränke ich mich auf einige Streiflichter.

Da eine Fremdsprachengrammatik erst mithilft, die sprachliche Kompetenz der Adressaten aufzubauen, und deshalb als Referenzgrammatik theorieneutral ist, versucht Joachim Buscha diese Theorieneutralität zunächst anhand konkreter grammatischer Erscheinungen (Satzrahmen, Adjektivdarstellung) zu begründen. Als weitere Gründe werden dann aufgezeigt: „zweckmäßige Auswahl (zur Redundanzvermeidung)“, „eine pragmatische und/oder theoretische Einfachheit“, „ein vom Lerner-Vorwissen motivierter Traditionalismus in der Terminologie und in der Systematik“, „moderner Theorieschub“. Eine durchgehende Unterscheidung zwischen Formal- und Bedeutungsstrukturen im Bereich der Syntax fordert Hans Glinz. Dazu schlägt er teilweise neue Definitionen zu den Begriffen „Satz“, „Proposition“, „verbales Semantem“ sowie das Begriffspaar „dominante Teile und zugehörige inhaltliche Teile“, das anschließend auf verschiedener und gleicher gedanklicher Ebene dargestellt wird, vor. Ausgehend von der Tatsache, daß die rhematische Seite der Thema-Rhema-Gliederung (TRG) wie auch der Rhemagipfel im Gegensatz zur thematischen Seite relativ klar markiert sind, diskutiert Hans-Werner Eroms verschiedene Thema-Konzepte. Der Autor versteht die Lehre von der TRG als „Deutungsebene des Satzes in Hinsicht auf seine satzsemantische Fundierung und kommunikative Funktion“ (S. 57), dabei sollten auch Interaktionssignale mehr Beachtung finden. Mit der syntaktischen und semantischen Darstellung sog. „sekundärer Prädikationen“ sowie ihrer Abgrenzung von ähnlichen Konstruktionen befaßt sich Inger Rosengren. Sie plädiert dafür, daß beide darunter gefaßten Konstruktionen (das „resultative sekundäre Prädikat“ und das „depiktive sekundäre Prädikat“) unter der Bezeichnung „prädikative Erweiterung“ als eigene Kategorie mit zwei Subtypen in die Grammatik aufgenommen werden. Wegen der Mehrschichtigkeit der Korrelationsproblematik beim *wer*-Satz konzentriert sich Oddleif Leirbukt zunächst auf die Frage der Nichtsetzung des Korrelats. Dabei erweist es sich als vorteilhaft, mit Teilregeln (z.B. serialisierungs-basierte Weglassungsregel, Regel der satzinternen Kasusdetermination) zu operieren. Neuen Ergebnissen der Passivforschung sind zwei Beiträge gewidmet. Elke Hentschel und Harald Weydt diskutieren Bildungs- und Restriktionsregeln der Konstruktionen *bekommen/kriegen/erhalten* + Partizip II (Transitivitäts-, Agentivitäts-, Resultativitätsregel, Belebtheit der Dativ-NP). Die empirischen Beobachtungen geben ihnen Anlaß zu der Annahme, daß das *bekommen*-Passiv in stärkerem Maße grammatikalisiert sei als das *sein*-Passiv. Regularitäten und Vorkommensbeschränkungen der umstrittenen Passivkonstruktionen mit reflexiven Verben sind Thema der Arbeit von Heinz Vater. Das Lern- und Lehrproblem „Genuszuweisung“ thematisiert Hans Jürgen Heringer. Dabei diskutiert der Verfasser wichtige Regeln der Genuszuweisung (semantisches Prinzip, Leitwortprinzip, Formprinzip), die nach drei Kriterien (Reichweite, Validität, Stärke) beurteilt werden. Die von Heringer aufgestellten Hierarchien sollten bei der Erstellung künftiger Lehrbücher Berücksichtigung finden. Die Distanzstellung der Gradpartikel *allein*

exemplifiziert Eijiro Iwasaki. Die Analyse des Korpus ergab, daß *allein* bei Distanzstellung eine bestimmte Position (vor einer Zahlenangabe) einnimmt und daß in bestimmten Fällen eine Distanzstellung sogar obligatorisch ist. Iwasakis Vorschlag, diesem Phänomen auch lexikographisch mehr Beachtung zu schenken, scheint durchaus gerechtfertigt.

Barbara und Gerd Wotjak geben einen problemorientierten Überblick über ausgewählte — insgesamt 18 — Verbbeschreibungsmodelle. Anschließend wird die „Interrelation von propositionalsemantischer Inhalts- und formalgrammatischer Ausdrucksstruktur“ (S. 253) diskutiert und schematisch dargestellt. Entwicklung, Stand und Projekte der (kontrastiven) Valenzlexikographie stellte Helmut Schumacher ins Zentrum seiner Überlegungen. Oft bilden einsprachige Wörterbücher des Deutschen die Grundlage für zweisprachige Valenzlexika, wobei der Trend zum benutzerfreundlichen Wörterbuch feststellbar ist. Die häufige Verwendung von Adverbialen bei Geschehensverben begründet Henrik Nikula primär mit der kommunikativen Relevanz. Demzufolge sind die Adverbiale als „echte‘ Angaben“ zu klassifizieren und Verben des Geschehens hinsichtlich ihrer Valenz als einwertig zu beschreiben. Eine semantische Subkategorisierung des verbalen Wortschatzes über valenzbedingte Adjektive nimmt Günter Starke vor. Dabei werden Problemkreise wie Abgrenzung zwischen adjektivischer Verbergänzung, freier adjektivischer Angabe und verbalem Phraseolexem; Prädikatsadjektiv (hier wird die Erweiterung des Bestandes an kopulativen Verben diskutiert); Objektsprädikativ; adverbialer Adjektivgebrauch; syntaktisch-semantische Grenzgänger (Berufung auf das Zentrum-Peripherie-Konzept der Prager Schule) berührt. Werner Abraham will zeigen, daß die syntaktische Kasusunterscheidung in topologischer Hinsicht wichtig ist und daß „sich damit auch die distributionell-valenztechnische und semantische Verwendbarkeit der Kasus historisch-longitudinal verschoben hat“ (S. 351). Pavel Petkov thematisiert die Kasustransposition. Er unterscheidet drei Transpositionstypen, die u.a. hinsichtlich ihrer distributiven Strukturveränderungen, Transformationsrichtung (dazu werden hierarchisch angeordnete Kriterien angegeben) sowie ihrer Abhängigkeitsbeziehung beschrieben werden. Die außerordentliche Virtuosität der frühkindlichen Zweisprachigkeit veranlaßt Harald Weinrich zu der Hypothese, daß „sich hier nur die leibliche Konfiguration der kommunikativen Dyade als Anschauungs- und Erklärungsmodell anbietet“ (S. 412). Weinrich versucht zu belegen, daß die Kategorie der Lage — verstanden als „leibliche Konfiguration der kommunikativen Dyade“ — zur Grundlage einer anthropologischen Linguistik gemacht werden sollte. Für eine „metalexikographisch durchdachte Textgestaltung“, die bei einsprachigen Lernerwörterbüchern besonders „Artikel mit architektonisch erweiterten integrierten Mikrostrukturen“ (S. 495) berücksichtigt, spricht sich Herbert Ernst Wiegand aus. Hans-Peder Kromann, der anhand häufig benutzter deutscher Wörterbücher drei grundlegende Informationstypen (Wortbedeutungen, Kollokationen, Sach- und Kulturwissen) diskutiert, gelangt zu der Feststellung, daß eine fehlende distinktive Synonymik sowie fehlende Kulturrealien Hauptmängel deutscher Wörterbücher sind. Eine lexikographische Wende in Deutschland konstatierend, sieht er aber im Fehlen einer empirischen Basis das Hauptproblem der deutschen Lexikographie. Bei der Analyse der Wortbildungsaktivitäten nur reflexiv zu gebrauchender Simplicia bestätigt sich Wolfgang Fleischers Annahme, daß Derivationsmodelle stärkeren Restriktivitäten unterworfen sind als Kompositionsmodelle. Nominale Suffixderivate tilgen das Reflexivpronomen, während bei der Infinitivkonversion Schwankungen auftreten. Möglichkeiten und Zusammenhängen von Wort- und Textbildung spürt Johannes Erben nach. Ihm geht es um die „textuelle Strukturierung eines Themas, wobei Wortbildungskonstruktionen geradezu den stilistischen Wert leitmotivischer Kompositionsmittel“ (S. 548) bekommen können. Einen Beschreibungsmodus zur Klassifizierung von Fachtexten stellt Lothar Hoffmann vor. Dabei erweist es sich

als zweckmäßig, verschiedenartige, funktionelle Faktoren [personelle Interaktion, Textfunktion, übergeordnete (nichtsprachliche) Tätigkeit, Objektklasse] sowie strukturelle Merkmale (Textbauplan, Kohärenz, Thematische Progression, Lexik) zu berücksichtigen. John Ole Askedals Untersuchung der im weiten Sinne deiktischen Kategorien präzisiert Coserius Charakterisierung des Deutschen als einer „situations- und kontextbezogenen“ Sprache dahingehend, daß im Vergleich mit dem Englischen und Norwegischen im Deutschen der „Kontext- und Sprecherbezug“ stärker durch Lexikalisierung und Grammatikalisierung realisiert wird.

Waldemar Pfeiffer analysiert die Krise der wissenschaftlichen Fremdsprachendidaktik, die sich darin äußert, daß die Fremdsprachendidaktik zu wenig neue Impulse für eine vertiefte Eigenentwicklung gibt, zu wenig Grundlagenforschung betreibt sowie darin, daß einzelne Subdisziplinen zu isoliert voneinander untersucht werden. Neuere auf klinischen Experimenten beruhende Erkenntnisse der Hirnforschung, die zu einer „holistischen“ Auffassung vom menschlichen Gehirn als einem referentiellen System neuronaler Netzwerke“ (S. 653) geführt haben, sind Anlaß für Lutz Götze, für ein gemeinsames Vorgehen von Spracherwerbsforschern, Sprachlehrforschern/Fremdsprachendidaktikern und Neurobiologen sowie einen interdisziplinären Forschungsansatz zu plädieren. Überlegungen zur Grammatik-Vermittlung im Zusammenhang mit dem in der Erprobungsphase befindlichen Rahmencurriculum für fortgeschrittene jugendliche Lerner in Ostmitteleuropa stellt Regina Hessky an. Als Anlage dazu erwies sich eine „Minimalgrammatik“ als erforderlich, in der das Wie einer effektiven Vermittlung der Grammatik in dem gegebenen Rahmen beschrieben werden müßte. Der veränderte Stellenwert der Grammatik sollte auch darin zum Ausdruck kommen, daß Sprachbewußtheit verstärkt über das „entdeckende Lernen“ entwickelt wird. Für anregend halte ich — gerade für Ausbildungseinrichtungen im Ausland — auch die beiden letzten Beiträge des Bandes, in denen sich Hans-Jürgen Krumm und Gert Henrici um die weitere Etablierung des Faches „Deutsch als Fremdsprache“ bemühen. Die skizzierten Thesen und Problemfelder sollten zum Anlaß genommen werden, auch bei uns in Ungarn über die Konzeption des Faches nachzudenken.

Insgesamt kann man feststellen, daß diese beeindruckende Veröffentlichung, die auch typographisch ansprechend gestaltet ist, das wissenschaftliche Œuvre Gerhard Helbigs vorzüglich reflektiert und zahlreiche Anregungen für Forschung und Lehre vermittelt — der Quellen-Metapher also aufs höchste gerecht wird.

Petra Szatmári
(Szombathely)

Vilmos Ágel – Rita Brdar-Szabó (Hrsg.): *Grammatik und deutsche Grammatiken*. Budapestener Grammatiktagung 1993. — Tübingen: Niemeyer 1995. (= Linguistische Arbeiten. Bd. 330.) 260 S.

Der Sammelband vereinigt Vorträge, die am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest im Rahmen der Tagung „Deutsche Grammatik? Ja, aber meine!“ gehalten wurden. Eingeladen waren Grammatiker unterschiedlicher wissenschaftlicher Provenienz. Vorweg läßt sich schon sagen, daß das Ziel der Veranstalter, „einen tieferen Einblick in Motive, Interessen und Zielsetzung grammatischer Forschung“ (S. VII) zu geben, nur z.T. erreicht wurde, da in nicht wenigen Beiträgen dieser Aspekt zugunsten einer Präsentation grammatischer Einzelanalysen in den Hintergrund tritt. Die Beiträger, die sich explizit mit dem Tagungsthema auseinandersetzen, beschließen ihre Ausführungen in der Regel mit einem Plädoyer für ein

bestimmtes Grammatikkonzept und liefern damit den besten Beweis dafür, wie treffend der von den Herausgebern gewählte Tagungstitel war. Leider mußte dieser einem sachlich-neutralen Buchtitel weichen. Der Band umfaßt 22 Einzelbeiträge, die von den Herausgebern den zwei thematischen Einheiten Grammatiktheorie und Grammatikpraxis zugeordnet wurden. Diese wiederum bestehen aus jeweils 2 Kapiteln. Innerhalb der Kapitel wurde nur noch eine alphabetische Ordnung vorgenommen.

Der erste Beitrag Konstruktion oder Rekonstruktion? bringt Argumente für eine „Linguistik des Sprechens“, für eine Linguistik, die konkrete Verhaltensphänomene untersucht. Um nachzuweisen, daß dies der eigentliche Untersuchungsgegenstand der Linguistik sein sollte, muß Ägel weit ausholen. Er meistert zunächst das schwierige Unterfangen, die erkenntnistheoretischen Grundannahmen des Radikalen Konstruktivismus in aller Kürze zu skizzieren. Das Originäre an seinem Beitrag besteht darin, aus dieser Perspektive heraus den Gegenstand von Linguistik und Grammatik neu zu bestimmen. Den Abschluß bilden hochinteressante forschungsethische und wissenschaftstheoretische Überlegungen. Im nächsten Beitrag zur Symbolgrammatik beschäftigt sich Eisenberg mit der Frage, „ob die gesprochene Sprache dieselbe Grammatik hat wie die geschriebene“ (S. 24). Er verneint dies: Die geschriebene Sprache basiert auf Symbolverarbeitung, die gesprochene Sprache tendiere eher zu Netzwerkverarbeitung. Auch Grammatikbeschreibungen können eher symbol- oder eher netzwerkbasierend sein. Dies macht Eisenberg an Beispielen aus der Morphologie deutlich. Die Argumentation ist überzeugend, doch mir scheint, daß Eisenberg mit seiner Kritik an einer „aufs Segmentale und Kompositionelle beschränkte[n] Morphologie“ (S. 35) offene Türen einrennt. Eisenberg selbst gibt zahlreiche Hinweise auf neuere, holistische Arbeiten. Der nächste Beitrag von Hentschel/Weydt ist den Wortarten im Deutschen gewidmet. Die Verfasser referieren die bekannten Schwierigkeiten bei der Wortarteinteilung und präsentieren einen eigenen, sprachübergreifenden Klassifikationsvorschlag. Der folgende Beitrag Wortbildungsfakten, Wortbildungstheorien wendet sich einer grundsätzlichen Frage zu: Sind verschiedene Grammatiktheorien überhaupt miteinander vergleichbar, ist also — wie der Tagungstitel impliziert — eine Aussage darüber möglich, welche Grammatik „die beste“ ist? Motsch argumentiert, daß eine Vergleichbarkeit konkurrierender Theorien im Prinzip nur innerhalb eines Paradigmas möglich sei, doch auch hier ließen sich keine Aussagen darüber machen, welche Theorie die beste ist. Dies demonstriert er an der Kontroverse zwischen Anhängern divergierender Wortbildungstheorien. Motsch entläßt den Leser mit dem guten Rat, davon auszugehen, daß „dein Opponent ... das gleiche Recht hat, seine Theorie für die beste zu halten, wie Du!“ (S. 67). Weinrichs Beitrag zu Grammatik und Gedächtnis, eine hochinteressante Studie zu den beiden Gedächtnispeichern menschlicher Sprache, beschließt das erste Kapitel. Weinrich regt an, verschiedene Sprachen daraufhin zu untersuchen, welches Sprachgedächtnis jeweils mehr beansprucht wird. Daß eine solche Untersuchung sinnvoll sein könnte, zeigt er am Beispiel von englischen/französischen vs. deutschen Wortbildungsmustern wie *p(a)ediatrician*, *pédiatre*, *Kinderarzt*. Es ist Weinrich unbedingt zuzustimmen, daß es sicher lohnenswert wäre, eine „umfassende Gedächtnistheorie“ (S. 77) für europäische Sprachen zu erstellen.

Den Auftakt zum zweiten Kapitel bildet der Beitrag Satzmodus und Illokution, in dem es darum geht, eine „handlungs- und sprechakttheoretisch fundierte[n] Illokutionstypologie“ (S. 81) zu erstellen. Nach relativ langen Ausführungen zu Kognition, Satzmodus und Illokution kommt Bartha zum Kern ihrer Aussagen. Sie subklassifiziert Illokutionen in Anlehnung an die einschlägige Literatur nach handlungstheoretischen und interaktiven Gesichtspunkten und präsentiert eine Matrix, in der alle relevanten Werte eingetragen sind. Der folgende Beitrag mit dem originellen Titel PRO-blematisches in deutschen Grammatiken enthält neue Gedanken zum alten Kontrollproblem.

Brdar-Szabó zeigt, daß Kontrollverhältnisse vom Matrixsatz aus nicht eindeutig beschrieben werden können. Sie richtet ihr Augenmerk daher auf den Komplementsatz und fragt, welche Informationen in der Komplementstruktur selbst enthalten sind. In grammatiktheoretischer Hinsicht ergibt die Diskussion, daß sich „eine konstruktionsorientierte Grammatik eigentlich nicht konsequent vermeiden läßt“ (S. 104). Mit einem Seitenhieb auf die GB-Theorie, die — obwohl an der Formulierung allgemeiner Prinzipien interessiert — in vielen Fällen konstruktionsorientiert vorgehen muß, endet dieser sehr lesenswerte Beitrag. Haider beginnt in *Grammatici certant — quis leget haec?* mit allgemeinen Überlegungen zur Grammatikschreibung und Grammatiktheorie. Sehr schnell verengt sich aber die Perspektive auf zwei Aspekte, auf die Kasusverteilung in kohärenten Konstruktionen und die Syntax des Nachfelds. Er baut eine komplexe Datenlage auf, um zu verdeutlichen, daß die damit verbundenen grammatischen Regularitäten nur beschreibbar sind, wenn man von theoriegeleiteten, insonderheit generativen Annahmen über die deutsche Satzstruktur ausgeht. Notabene: Mit der Forderung, eine Grammatiktheorie solle auch ein „solides empirisches Fundament in der Grammatikschreibung“ (S. 121) haben, sind die selbstkonstruierten Beispielsätze gerade nicht kompatibel. Von Belegmaterial geht dagegen Knipf-Komlósi in ihrem Beitrag zur Semantik der Nominalkomposita aus. Sie faßt die Komposita im Hinblick auf Grad der Usualisierung, semantische Transparenz und Bildungsweise zu 5 Gruppen zusammen, wobei aber die Abgrenzungskriterien unklar bleiben. Warum zählt *Parteivolk* zu den usuellen, *Wahlvolk* zu den nicht-usuellen Nominalkomposita? Warum werden die gleichen Kriterien nicht auf alle fünf Gruppen angewandt? Interessant und präzise sind die folgenden Einzelanalysen von Nominalkomposita. Der Versuch, die semantischen Relationen zwischen den einzelnen Kompositionsgliedern beispielübergreifend zu erfassen, kommt aber über schlagwortartige Bemerkungen nicht hinaus. Im nächsten Beitrag Partikelsyntax oder Partikelpragmatik stellt Péteri die Frage, inwieweit „die syntaktischen Restriktionen der AP [Abtönungspartikeln, C. D.] mit ihren funktionalen Charakteristika erklärbar sind“ (S. 133). Nach Darlegung verschiedener Partikeldefinitionen und gründlicher Analyse des Syntax-Pragmatik-Verhältnisses zeigt Péteri, daß für bestimmte Abtönungspartikeln der in der Frage postulierte Zusammenhang besteht. Die Argumentation ist überzeugend, was jedoch einige Leser befremden mag, ist die Betulichkeit der von Péteri konstruierten Beispiele (z.B. die sprechenden Namen „Herr Grausam“, „Herr Klauer“, S. 145). Im letzten Beitrag dieses Kapitels geht einiges durcheinander. Aufgrund des Titels Syntaktische ‘Hauptsatzphänomene’ in Nebensätzen und der dazu gegebenen Erläuterung sollte man vermuten, daß Szigeti eingeleitete Nebensätze mit vorangestelltem Verb untersucht. Worum es aber primär geht, ist die Voranstellung von nichtverbalen Konstituenten im abhängigen Nebensatz. Daß die Bedingungen, denen diese Voranstellung unterliegt, nicht mit dem generativ-syntaktischen Begriff der Topikalisierung gleichgesetzt werden dürfen, ist schon lange bekannt, wird aber vom Verfasser nicht gesehen. Im nicht-generativen Teil des Beitrags werden die Beispielsätze topologisch analysiert, doch leider wird die von Höhle übernommene Symbolik nicht erläutert (vgl. S. 155).

Mit einem Beitrag des verstorbenen Wladimir Admoni, dem dankenswerterweise das ganze Buch gewidmet ist, beginnt Kapitel 3 und damit der grammatikpraktische Teil. Admoni stellt Überlegungen an zum Problem der theoretischen Anweisungen in den grammatischen Lehrbüchern. Wie muß ein Grammatikbuch aufgebaut sein, welche Bereiche sollen behandelt werden? Aufgrund der Kürze des Beitrags müssen die Ausführungen skizzenhaft bleiben; Admoni verweist auf frühere Arbeiten, in denen er diese Gedanken bereits vorgetragen hat. Buscha plädiert anschließend in Referenzgrammatiken als theoretische Mischgrammatiken für eine eklektische Auswahl theoriegebundener Elemente in DaF-Grammatiken. An zwei Beispielen aus der eigenen

Forschungspraxis legt er dar, daß solche Mischgrammatiken durchaus ihre Berechtigung haben, da sie u.a. der Forderung nach „größtmöglicher Vollständigkeit“, „zweckmäßiger Auswahl“ und „methodologischer Einfachheit“ (S. 184) entsprechen. Kohn trägt in seinem Beitrag Brauchen wir eine Stilistische Grammatik? eine Reihe von Argumenten zusammen, die ihn dazu veranlassen, die im Titel gestellte (rhetorische) Frage zu bejahen. Am Beispiel des Partikelgebrauchs in einer Kurzgeschichte von Wolfgang Borchert führt er vor, daß bestimmte grammatische Phänomene anhand literarischer Texte sehr gut veranschaulicht werden können. Mit einem viel zu langen Titel, aus dem ich nur das Stichwort Präfixologie herausgreife, ist der nächste Beitrag überschrieben. Korensy präsentiert hier eine interessante Untersuchung zur Wortbildungsterminologie in 10 deutschen Grammatiken. Der Leser vermißt aber nach guter Einführung in die Problematik und einem Durchgang durch die verschiedenen Lehrwerke eine Gesamtauswertung. Der folgende Beitrag Zur Kalkulierbarkeit der deutschen Grammatik ist mit seinen vielen Einschüben, Nebenbemerkungen, metaphorischen Spielereien und persönlichen Bemerkungen stark oral ausgerichtet. Den Ausführungen fehlt eine klare Linie: Zemb stellt zunächst allgemeine Reflexionen zu den im Titel verwendeten Begriffen an, dann behandelt er zwei Charakteristika der deutschen Wortstellung. Es folgt ein sehr persönliches 'Post festum' und abschließend eine Auflistung von 'Prinzipien einer künftigen deutschen CD-ROM-Grammatik'. Sowohl in sprachlicher als auch in inhaltlicher Hinsicht fällt der Beitrag aus dem Rahmen.

Die relativ kurzen Artikel in Kapitel 4 gehen auf Statements von Teilnehmern der abschließenden Podiumsdiskussion zurück. Alle Verfasser setzen sich, z.T. nur sehr knapp, mit den provozierenden Thesen von F. Kiefer auseinander, der für die Unvergleichbarkeit verschiedener Grammatiktypen plädiert und die notwendige Interaktion von Theorie und Empirie betont. Bassola geht in seinem Beitrag Schulgrammatik auf einen Grammatiktypus, die didaktische Grammatik, ein und stellt die Konzeption eines von ihm verfaßten Grammatikbuches vor. Götze spricht sich dafür aus, daß die Grammatiken für den fremdsprachlichen Unterricht einen kommunikativ-funktionalen Schwerpunkt haben sollten. Hesskys Diskussionsbeitrag mit dem bereits vielfach abgewandelten Titel Wie viele Grammatiken braucht der Mensch? enthält eine dezidierte Stellungnahme zu den Kieferschen Thesen und ein Plädoyer für eine am Grammatikbenutzer orientierte Grammatikographie. Weydts Beitrag ist einem Aspekt gewidmet, der zwar auf vorangehende Diskussionen Bezug nimmt, nicht aber auf den Gegenstand der Podiumsdiskussion: Es geht um den Umgang mit Sprachmaterial. Weydt tritt dafür ein, mit authentischem Sprachmaterial zu arbeiten bzw. Sätze, an deren Akzeptanz zu zweifeln ist, Sprechern zur Beurteilung vorzulegen. Sein polemisches Schlußwort, „Linguistensätze“ brächten die ganze Zunft in Verruf (S. 252), gibt zu denken. Zifonun verfährt wie Bassola und stellt 'ihre' Grammatik vor. Mit einem Fazit zum theoretisch-deskriptiven Hybridstatus von funktional konzipierten Grammatiken endet ihr Beitrag — und damit etwas abrupt auch das Buch.

Mein rascher Durchgang durch die Beiträge hat gezeigt, daß der Sammelband sehr heterogen ist. Eine solche Heterogenität ist bei Beiträgern so unterschiedlicher Provenienz und bei diesem Tagungsmotto nicht anders zu erwarten und macht gerade den Reiz des Buches aus. Dem Leser wird auf diese Weise eine Fülle von interessanten Aspekten zu grammatiktheoretischen, grammatikographischen und grammatikpraktischen Fragen präsentiert. Leider gibt es aber auch in formaler Hinsicht trotz des insgesamt sehr ansprechenden Layouts große Unterschiede: Manche Beiträge sind fehlerfrei, andere wurden nur oberflächlich redigiert und enthalten nicht wenige Flüchtigkeitsfehler.

Ein letztes: Auch wenn nicht alle Beiträge in gleichem Maße überzeugen können, halte ich es für sehr wichtig, daß dieses Buch erschienen ist und damit das Anliegen der Budapester Tagung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Denn

gerade in seiner Disparatheit zeigt der Tagungsband, daß eben nicht nur das vielgeforderte interdisziplinäre, sondern auch das innerdisziplinäre Zusammenarbeiten ein Desideratum darstellt. Wollen wir hoffen, daß es in Zukunft noch mehr solche Initiativen gibt, Grammatiker zum gemeinsamen Nachdenken anzuregen!

Christa Dürscheid
(Köln)

Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuches von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 2 Lieferung 5, 6 (1994) und Bd. 8 Doppellieferung 1/2 (1995)

Die letzten Lieferungen der Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuches von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (DWB) stellen wohl die aktuellste lexikographische Erfassung eines Teilbereiches des deutschen Wortschatzes dar. An dieser Stelle möchten wir die 4 Lieferungen im Zusammenhang mit einigen Gedanken über die Praxis des DWB besprechen, das als umfangreichstes Wörterbuchprojekt in der Geschichte der deutschen Philologie den Rahmen der vorliegenden kurzen Analyse selbstverständlich weit überschreitet.

Im Falle dieses Werkes handelt es sich nach Ansicht des Rezensenten um ein Wörterbuch, das sich in erster Linie an den Wissenschaftler und nicht an den „philologisch neutralen“ Benutzer wendet. Allein der Umfang und der Kostenpunkt machen es dem Nichtphilologen schwer und unbequem, bei Problemfällen zum DWB zu greifen.

Es wäre aber auch verfehlt, in diesem Jahrhundertwerk das schnelle Nachschlagewerk, ein lexikographisches fast-food für jedermanns Regal zu sehen, das in Sekundenschnelle prompt über alles informiert. Dafür sorgt schon die (beinahe) konsequente Beibehaltung der Grimmschen Orthographie; der Verzicht auf die Großschreibung der Substantive und Satzanfänge sowie die Anwendung des der moderneren deutschen Rechtschreibung fremden Digraphen „sz“ anstelle von „ß“ in der alten Ausgabe. In dieser Hinsicht führt die Neubearbeitung im Vergleich zum klassischen Werk eine Neuerung ein, indem das scharfe „ß“ nach den Regeln der 1901 reformierten deutschen Orthographie gebraucht wird.

Wenn der Benutzer im DWB nach einem Lemma sucht, wird diese Tätigkeit durch die fette Majuskelschreibung der Stichwörter erleichtert. Die Einrückung der Lemmata bzw. ihrer ermittelten Einzelbedeutungen bzw. Verwendungen erweist sich ebenfalls als hilfreich und benutzerfreundlich. Die mikrostrukturelle Untergliederung eines Lemmas, d.h. ob Sememe oder Verwendungen (z.B. Phraseologismen, Funktionsverbgefüge) die primären Klassifizierungseinheiten darstellen, bleibt der Kompetenz und der Entscheidung des bearbeitenden Lexikographen überlassen, was zu gewissen Diskrepanzen in der Bearbeitung des Wörterbuchbestandes führen kann. Erweist sich eine Wörterbucheinheit nach Ansicht des Bearbeiters als besonders polysem, kann das semasiologische Feld des Lemmas (bzw. eine bestimmte Verwendung) gliederungs-technisch und typographisch bis zu 4 Ebenen hierarchisch aufgeteilt werden. Bei der Ermittlung der Hierarchie kann die Praxis der Bearbeiter jedoch recht unterschiedlich sein; um dies darzustellen, möchten wir die Lemmata *Amt* (DWB. Bd. 2 Liefg. 5: 662-672) und *Ende* (DWB. Bd. 8, Liefg. 1/2) miteinander vergleichen.

Beim Stichwort *Amt* finden wir auf der Ebene I. 7 „primäre“ Sememe (oder Bedeutungsgruppen), die mit fetten lateinischen Großbuchstaben markiert werden (A-G). Diesen Bedeutungsgruppen werden mit arabischen Ziffern bezeichnete, weitere Untergruppen zugeordnet (z.B. A1, B2), die auf der nächsten Ebene weiter zerlegt werden, und zwar in mit lateinischen Minuskeln angegebene Subgruppen (z.B. A1a, C2a). Falls sich diese Subgruppen noch weiter atomisieren lassen, stehen für die letzte Ebene griechische Kleinbuchstaben zur Verfügung (z.B. B1c).

Im Gegensatz zu *Amt* werden bei *Ende* nur drei Ebenen unterschieden, und die primären Ebenen beziehen sich nicht ausschließlich auf semasiologische Kriterien; unter Punkt **D** werden z.B. die phraseologischen Verwendungen des Substantivs dargestellt und erörtert. Es geht in erster Linie darum, im Interesse der Übersichtlichkeit und der leichteren Handhabung möglichst jedes Lemma in bestimmte Gruppen aufzuteilen und die dabei entstehenden semasiologisch hierarchischen Beziehungen darzustellen, wobei die Festlegung der Hierarchie den Bearbeitern zukommt.

Was als höhere und was als niedrigere Ebene in der Mikrostruktur eingestuft wird, läßt sich wohl kaum objektivieren. Übertragene, metaphorische oder metonymische Verwendungen können als markierte Einheiten getrennt, aber auch als nur kursiv gedruckte zusätzliche Informationen innerhalb einer Einheit vorkommen; vgl. die Lemmata *anfangen* bzw. *anführen* (Bd. 2 Liefg. 6: 864ff bzw. 913ff), die diese Praxis gut illustrieren.

Für das ganze DWB gilt jedoch, daß die Anordnung der Reihenfolge der mikrostrukturellen Einheiten diachronisch und nicht nach dem Häufigkeitsprinzip erfolgt, d.h. zunächst werden diejenigen Bedeutungen behandelt, die zeitlich am frühesten belegt sind; als Beispiel sei an dieser Stelle die Reihenfolge der Bedeutungen von *entdecken* (Bd. 8, Liefg. 1/2: 1360ff) erwähnt: A „aufdecken“: A1 „von etwas bedeckendem freimachen“ (790/802); A1a „entblößen“; A1b „öffnen“ (863/71); „abdecken“ A1c (regional) „kadaver beseitigen“ (1453) (Die Zahlen in runden Klammern signalisieren die Daten der Erstbelegung).

Einen weiteren Unterschied finden wir in den Bedeutungserläuterungen der Lemmata. Die Erläuterungen bei *Amt* sind in der Regel längere Substantivgruppen mit erklärendem Charakter, während der Bearbeiter von *Ende* sich eher für kurze Synonyme als Erläuterungen entschied: *Amt* A1 „dienstleistung, verrichtung niederer arbeiten bei sozialer abhängigkeit oder aufgrund freiwilliger unterordnung; auch in bildl. verwendungen, ...“; A2 „auf der vorstellung des dienstes (als einer bestimmten, einmaligen dienstleistung) beruht der ausgeprägte gebrauch von *amt* für die feierliche kultische handlung, den gottesdienst ...“ (Bd. 2: 663). *Ende* A1 „stelle, an der etwas aufhört“ A1a „rand, grenze, äußerster begrenzungs punkt“; A2 „schluß, letzter teil einer abfolge“ (Bd. 8: 1293f).

Die Autonomie der Bearbeiter erstreckt sich ebenfalls sowohl auf den Umfang als auch auf die Tiefe der etymologischen Informationen. Die etymologischen Angaben bei *ander* (Bd. 2: 799) und *Erbe* (Bd. 8: 1588) gehen in beiden Fällen bis zum Indogermanischen zurück, jedoch begnügt sich der Lexikograph im Falle von *Erbe* mit wesentlich weniger Informationen als beim Stichwort *ander*.

Natürlich wurden in den bearbeiteten Neulieferungen noch zahlreiche weitere Beobachtungen gemacht, die hier aus Raumgründen nicht besprochen werden können. Wir wollten an dieser Stelle lediglich einige Bemerkungen über dieses Projekt machen, die die Leser zu einer Auseinandersetzung motivieren möchten.

Ottó Korencsy
(Budapest)

Tibor Kiss: *Infinitive Komplementation*. Neue Studien zum deutschen Verbum infinitum. — Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1995. (= Linguistische Studien 333). XI + 223 S.

Das vorliegende Buch befaßt sich trotz des ziemlich allgemeinen Titels nur mit einem Teilbereich der Infinitivkonstruktionen (IK) des Deutschen, und zwar mit einem Typ, der syntaktisch und semantisch einer Kopf-Komplement-Beziehung zuwiderläuft. Der dem HPSG-Modell (Head-Driven Phrase Structure Grammar) verpflichtete Autor setzt sich als Ziel, eine Theorie der infiniten Komplementation zu entwickeln, die sowohl Kohärenz als auch Orientierung gleichermaßen berücksichtigt.

Die Zielsetzung und das nicht nur in germanistischen Kreisen relativ wenig bekannte linguistische Modell, das der Monographie zugrundeliegt, bedingen ihre Unterteilung in fünf Kapitel ungleicher Länge. Mit Bedauern muß der Leser eine gewisse umgekehrte Proportion zwischen Inhalt und Länge der einzelnen Kapitel feststellen: je deskriptiv interessanter und theoretisch folgenschwerer die dort aufgeworfenen Fragen, desto kurzatmiger wird der Verfasser. Das ist besonders kraß im letzten Kapitel, das den eigentlichen Prüfstein des ganzen Modells darstellen sollte, wo aber auf knapp 6 Seiten Desiderata für zukünftige Forschung katalogartig erfaßt werden.

In der Einleitung werden die relevanten Eigenschaften infiniten Komplemente sowie theoretische Prämissen wie Subjektfähigkeit, Kontrolle, Anhebung und Kohärenz beschrieben. Es fällt auf, daß sich Kiss auf Konstruktionen beschränkt, die Subjektkontrolle aufweisen, obwohl das Spektrum der Typen von IKs weit größer ist. Zustimmung muß man Kiss in seiner Diskussion der syntaktischen Satzwertigkeit in der generativen Grammatik, wenn er den Schluß zieht, daß sich aus einer a priori festgelegten kategoriellen Unterscheidung zwischen satzwertigen (CP) und nicht-satzwertigen (IP, VP) Komplementen keine echten Generalisierungen ableiten lassen und daß sie „als intuitiver Begriff charakterisiert werden“ muß (S. 18). Es wundert dann nicht, daß der genialen Idee Bechs, Orientierung auf alle Statusformen des Supinums auszudehnen und somit den ganzen Phänomenbereich allgemeiner zu fassen als der später von Postal eingeführte Begriff Kontrolle, eine zentrale Rolle in Kiss' Ausführungen zukommt.

Das zweite Kapitel ist einer knappen Einführung in den formalen Apparat der HPSG gewidmet. Es stützt sich auf Darstellungen in Pollard und Sag (1987) und (1994).¹ Diese Einführung ist in methodischer Hinsicht leider nicht exemplarisch. Der HPSG-Formalismus ist an und für sich schon ziemlich kompliziert und muß oft aus praktischen Gründen vereinfacht dargestellt werden, denn die vollständige Beschreibung eines relativ unproblematischen erweiterten Satzes (Hauptsatz und Nebensatz) kann schon ein mehrseitiges Diagramm in Anspruch nehmen. Leider spart Kiss nicht mit Raum, wenn es um wenig relevante Aspekte des Modells geht, andererseits geht er mit den HPSG-Termini wie DTRS (S. 50) oder DLS (S. 67) relativ unvorsichtig um: wichtige Begriffe und Notationskonventionen werden entweder überhaupt nicht motiviert oder durch eine Reihe neuer, erläuterungsbedürftiger Begriffe erklärt.

Das dritte und das vierte Kapitel, die das eigentliche Zentrum der Monographie bilden, sind der Syntax der optional kohärenten bzw. der obligatorisch kohärent konstruierenden Verben gewidmet. Sie leisten zwar eine Beschreibung der Kohärenz, ihr Ertrag ist aber hinsichtlich der Kontroll- bzw. Orientierungsproblematik ziemlich trivial: Modalverben oder Prädikate wie *versuchen* erlauben sowieso nur eine einzige Möglichkeit und stellen somit ein Pseudoproblem dar.

Im fünften und zugleich kürzesten Kapitel deutet der Verfasser an, welche Schwierigkeiten sich ergeben, wenn man diese Herangehensweise auf AcI-Konstruktionen und

objektorientierte IKs anzuwenden versucht. In diesem Zusammenhang hätte man sich gewünscht, das Problem der impliziten, ambigen und arbiträren Kontrolle erwähnt zu sehen, wie es z.B. bei Sag und Pollard (1991)² geschieht.

Die Fragen und Bemerkungen zu den einzelnen Kapiteln sollen den Wert des Buches in keiner Weise mindern: Sie ergeben sich folgerichtig aus der Doppelnatur der vorliegenden Monographie: sie soll zugleich einen deskriptiven Beitrag leisten, aber auch, wenn nicht ein Paradebeispiel für die Vorteile der HPSG darstellen, dann mindestens Möglichkeiten ihrer erfolgreichen Anwendung auf deutsche Daten demonstrieren. Es versteht sich, daß es auch einige axiomatische Behauptungen und Lösungsvorschläge des Verfassers gibt, die nicht jeder Leser mit ihm teilen wird und die teils auf die Hartnäckigkeit der hier behandelten deskriptiven Probleme zurückzuführen sind, teils aber auch auf das Bemühen des Verfassers, die Möglichkeiten des HPSG-Modells voll auszunützen und es nur notfalls zu revidieren. Zusammenfassend kann man sagen, daß wir es hier mit einem Buch zu tun haben, das dank einer Fülle von Informationen und Anregungen eine aner kennenswerte Leistung darstellt.

Anmerkungen

1. POLLARD, CARL – SAG, IVAN A.: *Information-Based Syntax and Semantics*. Vol. I: Fundamentals. — Chicago: University of Chicago Press 1987. POLLARD, CARL – SAG, IVAN A.: *Head-Driven Phrase Structure Grammar*. — Chicago: University of Chicago Press 1994.
2. SAG, IVAN A. – POLLARD, CARL: *An integrated theory of complement control*. — In: *Language*. 1991 (Jg. 67) Nr. 1, S. 63-113.

Mario Brdar
(Osijek)

Peter Rolf Lutzeier: *Lexikologie. Ein Arbeitsbuch*. — Tübingen: Stauffenburg Verlag 1995. 167 S.

Der Bestand der Arbeitsbücher für linguistische Teildisziplinen ist mit diesem Band thematisch wesentlich erweitert worden. Wie wichtig es war, die Lexikologie in die Reihe der Arbeitsbücher aufzunehmen, wird sich sehr bald in der praktischen Arbeit mit dem Buch, das die Lexikologie als „ein weites Feld an interessanten und verfolgenswerten Fragestellungen absteckt“ (Lutzeier 1995: VII), in den Seminaren herausstellen.

Gleich im Vorwort wird daran erinnert, daß das Arbeitsbuch nicht als eine gewöhnliche Lektüre gedacht ist, denn es bedarf wohl einer Reihe anderer wichtiger (Er-) Kenntnisse, um vom Lexikon, vom Wortschatz einiges zu verstehen, will man sich eingehender in diese Fragen vertiefen.

Die Lexikologie als eine neubelebte, mit den Worten des Autors „faszinierende Disziplin“ (1995: VII) gelangt wieder in den Mittelpunkt des linguistischen Interesses. Denn, so heißt es weiter im Vorwort, es geht um die Erkenntnis, daß die „Wörter und auch der Wortschatz als in hohem Maße gegliederte Ganzheiten“ (ebd.) zu betrachten sind und daß die Lexikologie eine Allgegenwart in der Linguistik erfahre.

Die Konzeption des Buches orientiert sich weitgehend an den heute aktuellen Forschungsergebnissen der Psycholinguistik, der Kognitionswissenschaften sowie der referentiellen Semantik, denen allen gemeinsam ist, daß sie sich mit dem Lexikon als einem

Gegenpart von Grammatik beschäftigen. Diese als erster Einstieg gedachte Darstellung kann auch als Exempel für eine interdisziplinäre Beschreibung des Wortschatzes gesehen werden.

Lutzeier geht es vorrangig um zentrale theoretische und praktische Fragen der Strukturierungen im Wortschatz bzw. auch um die dynamischen Prozesse, die sich in diesem Bereich der Sprache abspielen. Thematisch gliedert sich das Buch in XI Kapitel, mit der Literatur und einem Index (Verweis auf die Kapitel), sowie einem gut brauchbaren Glossar, das besonders für die gedachte Zielgruppe, für Studenten, einen schnellen Zugriff zu terminologischen Fragen oder gar Zweifelsfällen bereithält.

Neben einer klaren Abgrenzung von Lexikologie und Lexikographie präsentiert Kapitel I eine didaktisch gut aufbereitete Begriffsbestimmung von „mentales Lexikon“ (= der Wortschatz als die mentale Speicherung von Wörtern beim Individuum), von „Wortschatz“ (als Grundstock eines beliebigen Ausschnitts einer natürlichen Sprache) sowie von „Lexikon“ (Lutzeier 1995: 3) als dem Wortschatz in seinem Verhältnis zur Grammatik. Das dazu gehörende Diagramm erleichtert Verständnis und Zugang zu der auf den ersten Blick kompliziert anmutenden Beziehung zwischen den drei Grundbegriffen.

Unter den von Lutzeier angegebenen Nachbardisziplinen der Lexikologie (in einem Diagramm: Graphematik, Phonologie, Morphologie, lexikalische Semantik, Psycholinguistik, kognitive Linguistik, Lexikographie, Grammatiktheorie, Computerlinguistik und klinische Linguistik) dürfte unseres Erachtens die Soziolinguistik und die Pragmatik nicht fehlen, da sich beide in ihren Fragestellungen grundsätzlich an der Inhaltsseite und der Benutzerseite des sprachlichen Zeichens orientieren.

Vom Autor werden zwei gewichtige Argumente angeführt, die als Anzeichen für ein eigenständiges Profil der Lexikologie zu deuten sind:

1. das Erscheinen der Zeitschrift „Lexikology. An international journal on the structure of vocabulary“ seit 1995
2. Die Vorbereitung des Handbuches zur Lexikologie im Rahmen der Reihe der „Handbücher für Sprach- und Kommunikationstheorie“ mit dem Titel: Lexikologie. Lexikology. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschatzen.

Darüber hinaus ist wohl auch das steigende Interesse an den Ausbaumöglichkeiten des Wortschatzes, u.a. auch die Problematik des Lehnprozesses und die der Fremdwörter und Internationalismen zu erwähnen, die sowohl theoretische als auch praktische Fragen der Wortschatzflexibilität anspricht.

Kapitel II ist dem Wortschatz als System von Systemen gewidmet, das die Fachliteratur zwar oft genug thematisiert hat, doch hier bekommen wir einen Einblick über die Vielzahl der ziemlich komplexen Beziehungen eines lexikalischen Elements, über die Strukturiertheiten des mentalen Lexikons, exemplarisch dargestellt an einigen Beispielen und Experimenten aus der Psycholinguistik. Um sich aber einen tieferen Einblick in die Problematik zu verschaffen, lohnt eine Lektüre z.B. in Kapitel 17. bei Aitchinson (1994).¹

Kapitel III und IV behandeln die Formseite des Wortes, wo die immer problematische Abgrenzung einer lexikalischen Einheit, aber auch die terminologische Vielfalt dieses Bereichs mit großer Umsicht und aufgrund von Kriterien der Isolierbarkeit, der Separierbarkeit und der Substituierbarkeit angegangen werden. Eine Tabelle über die Erscheinungsformen vom morphologisch einfachen Wort bis zu Verkettungen schafft uns eine bessere Übersicht über die in diesem Kapitel behandelten Einheiten.

Kapitel V ist ganz der Bedeutungsseite gewidmet, die von ihrem Forschungsgegenstand her schon im voraus äußerst differenzierte Einsichten in die Frage der Lesarten, der Dimensionen für die Beschreibung der lexikalischen Bedeutung liefert.

Ist das vorliegende Buch als erster Einstieg in diesen Bereich für Studenten gedacht, so scheint uns ein zu hoher Komplexitätsgrad bei der Erörterung dieser zentralen Frage angesetzt worden zu sein. Dennoch vermag dieser Teil, allerdings erst nach einer intensiven Lektüre, eine gute Grundlage für die weiteren Auseinandersetzungen mit dieser Frage zu gewährleisten.

Kapitel VI schließt sich mit der Frage des Verhältnisses der lexikalischen Elemente untereinander auf der Inhalts- und Formebene als eine Teilfrage des oben Erwähnten an. Mehrere Diagramme sowie die Formeln aus der Logik verhelfen hier zur Klarsicht in diesen Fragen. Die aus der herkömmlichen lexikologischen Beschreibung bekannte Synonymie und Antonymie (vgl. SCHIPPAN, 1992: 208 ff. sowie 214 ff.)² wird in Lutzeiers Sicht vor dem Hintergrund der Logik interpretiert, nicht selten allerdings in einer schwer verständlichen Form (LUTZEIER 1995: 61 ff).

Im weiteren werden in den Kapiteln VII, VIII und IX die lexikalischen Relationen dargestellt. Für die vertikalen und horizontalen Beziehungen wird je ein Kapitel beansprucht. Zu den vertikalen Beziehungen rechnet der Autor die Hyponymie- und die Paronymie- (auch Meronymie-) Relationen, die er anhand des klassischen Beispiels „Tulpe“ und „Blume“ veranschaulicht, aber einschränkend hinzufügt, daß bei dieser Hyponymie-Relation nur eine einzige Lesart von „Tulpe“ in Frage kommt, eine andere Lesart (nämlich das Pilsglas „Tulpe“ und der Schaum darauf als „Blume“) ist hier ausgeschlossen. Als Novum gilt hier die Relativierung der Sinnrelationen auf einen gegebenen Aspekt, woran die herkömmlich geschulten Lexikologen nicht gewohnt waren. Die dazu erstellte Formel aus der Logik führt das Besagte insbesondere den in der formalen Logik bewanderten Studenten/Lesern klar und eindeutig vor Augen.

Wir erhalten eine neuartige Auslegung der horizontalen Beziehungen. Während in der herkömmlichen Fachliteratur diese Beziehungen als Subgruppen der Antonymie erörtert wurden, wird hier eine neue Sichtweise eingeführt, die über fünf horizontale Relationen Auskunft gibt: die Inkompatibilitäts-, die Antonymie-, die Komplementaritäts-, die Konversen- und die Reversivitäts-Relationen.

Die syntagmatischen Relationen sind in drei Gruppen untergliedert: die auf Porzig zurückgehenden wesenhaften Beziehungen (PORZIG 1934),³ die Assoziationen und die oft vernachlässigten Kollokationen, die alle erfreulicherweise eine anders geartete Betrachtungsweise für diese Art der „Bindungskraft“ der lexematischen Einheiten betonen. Die Bezugnahme zur Psycholinguistik kommt hier erneut zum Vorschein, bilden doch die Assoziationen eine zentrale Fragestellung der Psychologie. Sehr einleuchtend wird die Problematik der Kollokationen, ihre wissenschaftliche Behandlung in der Fachliteratur ausgeführt und anhand zahlreicher Beispiele aus dem Deutschen und teils aus dem Englischen veranschaulicht. Für den Unterricht in Seminaren scheint dieser Teil einer der gelungensten zu sein.

Hervorgehoben werden sollte die absolute Priorität von Kapitel X (Gruppierungen im Wortschatz), denn bekanntlich ist der Autor selbst einer der bekanntesten Experten der Wortfeldforschung unserer Zeit.⁴ Zu beachten ist, daß auch in diesem Teil die anfangs erwähnten neuesten Forschungsergebnisse der Semantik, der kognitiven Linguistik und Psychologie organisch in jedem einzelnen Kettenglied der Ausführung des Themas berücksichtigt und eingebaut werden. Dieser durchweg beibehaltene interdisziplinäre Aspekt, mit dem der Autor die Lexikologie betrachtet, trägt übrigens maßgebend zur Kohärenz des vorliegenden Buches bei.

Das letzte Kapitel, das ansonsten mehr Aufwand benötigt hätte, scheint ein wenig zu kurz gekommen zu sein. Die Dynamik und die Flexibilität des Wortschatzes verdienen in unseren Tagen nämlich immer mehr Beachtung. Auch hier macht der Autor den Versuch, dieses Thema von der kognitiven Linguistik her anzugehen und die relevanten Punkte in dem Dreieck Denken-Sprachliche Formen-Wirklichkeit zu

beschreiben. So gelangt er durch Konzeptualisierungen zur Frage der Repräsentationsmöglichkeiten der Wirklichkeit. Daran schließt er — leider nur ganz kurz — einige Gedanken über die metaphorischen Ausdrücke in der Sprache an, die bekannterweise immer mehr ins Blickfeld der Untersuchungen rücken.

Vielleicht hätte man auch in diesem Kapitel — wo es doch um dynamische Prozesse des Wortschatzes geht — der Lehn- und Fremdwortproblematik einen gebührenden Platz einräumen können, zumal diese Frage auch kognitive Aspekte hat und in einem Arbeitsbuch zur Lexikologie keinesfalls fehlen dürfte.

Der Gesamteindruck des Buches ist positiv: es ist eine anregende, ideenreiche und sehr kompakte Lektüre, die, wenn man in diese Problematik wirklich einsteigen will, zeitaufwendig ist. Doch sie spornt auf jeden Fall zum weiteren Nachdenken an. Nicht zu übersehen ist der Neuheitscharakter der Betrachtungsweise des Autors, eine Betrachtungsweise, die von den meisten bislang bekannten traditionellen lexikologischen Grundwerken abweicht und eine neue Sicht in diese Disziplin bringt.

Hervorzuheben ist die typographische Gestaltung des Buches, die alle drucktechnischen Möglichkeiten nutzt, um eine klare Übersicht über die einzelnen Teile zu schaffen, die Definitionen, die Beispiele sowie Diagramme hervorzuheben und voneinander abzugrenzen.

Der Stil der Arbeit ist sachlich, auch er könnte wohl keiner bisher bekannten Tradition zugeordnet werden. Interessant ist der auffällige Kontrast, der zwischen dem durchgehenden, leicht verständlichen Text und den fettgedruckten Definitionen (logischen Formeln) besteht, die, wie bereits öfter erwähnt, den Einstieg in die Lexikologie nicht vorbehaltlos erleichtern. Aus diesem Grunde könnte dem Werk das Attribut „leserfreundlich“ nicht unbedingt zugesprochen werden, wohl aber aus dem Grunde, daß nach den einzelnen Kapiteln die weiterführende Literatur sowie die Aufgaben mit eindeutig formulierten Aufgabenstellungen dem Leser/Studenten sehr hilfreich sein können. Die Stärke der Arbeit liegt in der Verflechtung von theoretischem Interesse und dem konkreten Beispielmateriale, wo auf das Grundlagenwissen durch exemplarische Beispiele Bezug genommen wird.

Die Arbeit zeichnet sich durch einen hohen Grad an Reflexion und Abstraktion aus. Doch beide Attribute können dem in solcher Lektüre noch unerfahrenen Studenten manchmal die Lust nehmen, insbesondere, wenn er kein entsprechendes Instrumentarium der Logik zur Verfügung hat. Dem sollte aber der Seminarleiter abhelfen können.

Die Arbeit ist für Studierende der Germanistik sowohl in Deutschland als auch im Ausland geeignet.

Anmerkungen

1. AITCHISON, JEAN: *Words in the mind. An introduction to the mental lexicon.* — Oxford: Basil Blackwell (2nd edition) 1994.
2. SCHIPPAN, THEA: *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.* — Tübingen: Niemeyer Verlag 1992.
3. PORZIG, WALTER: *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen.* — In: *Wortfeldforschung* (Hrsg. L. SCHMIDT). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973. S. 78-103.
4. LUTZEIER, PETER ROLF: *Lexikalische Felder — was sie waren, was sie sind und was sie sein könnten.* — In: HARRAS, G. (Hrsg.): *Die Ordnung der Wörter.* Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache Mannheim 1993. — Berlin - New York: de Gruyter 1995. S. 4-29.

Elisabeth Knipf-Komlósi
(Budapest)

Peter Canisius – Elisabeth Knipf: *Textgrammatik: Ein Einführungskurs. Ein Lehr- und Arbeitsbuch für Anfänger.* — Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 1996. (= Pécsér Beiträge zur Sprachwissenschaft 1) 176 S.

Die Einführung in die Textgrammatik erschien als erster Band einer neuen, von Peter Canisius, Elisabeth Knipf und Katharina Wild herausgegebenen Reihe. Somit ist in Ungarn ein Buch in deutscher Sprache mit dieser Thematik und Zielsetzung zum ersten Mal veröffentlicht worden.

Wie es auch im Untertitel heißt, hat der interessierte Leser ein Lehr- und Arbeitsbuch in die Hand bekommen. Diesem Umstand tragen die knappen Begriffserklärungen, der leserfreundliche Text sowie auch die Aufgaben am Ende jedes Kapitels Rechnung.

Das Buch, das acht Kapitel umfaßt, steht in der Tradition der Harwegischen Schule und repräsentiert einen textgrammatischen Ansatz, was in der Vorbemerkung explizit erwähnt wird. Aus dieser Grundposition folgt auch die definite Verpflichtung zu einer „inkluisiven“ (S. 15) Konzeption bei der Beschäftigung mit textlinguistischen Fragen, die umfassender sei als die exklusive, die sich nur mit für den Text spezifischen Fragen beschäftigt. Die inklusive Konzeption „widmet sich auch den Problemen der kleineren sprachlichen Einheiten, tut dies aber unter einer textlinguistischen Perspektive, indem sie auch den Satz oder das Wort untersucht, aber jeweils in ihrer textuellen Funktion, als Einheiten in Texten.“ (S. 15). Dementsprechend sind auch die Proportionen: gut die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit textgrammatischen Fragen (Kap. III: *Einige textgrammatische Grundbegriffe*, Kap. IV: *Exophora, Endophora, Esophora*, Kap. V: *Zwei traditionelle Probleme aus textgrammatischer Sicht*), ebenfalls hierzu zu zählen ist Kap. VIII. 1 (*Tempus*). Kapitel II, VII und VIII. 2 führen den Leser in einige textlinguistische Grundbegriffe (II), in dialogische Texte (VII) sowie in einige Kriterien von Text- bzw. Gesprächsklassifikationen (VIII. 2) ein. In den letzten beiden Kapiteln wird der eingangs deklarierte textgrammatische Ansatz zugunsten eines kommunikativ-funktionalen, also pragmatischen, aufgegeben. Dialoge werden sprachhandlungstheoretisch definiert, indem sie „Gemeinschaftshandlungen“ darstellen, deren konstitutive Elemente der Sprecherwechsel sowie der Richtungswechsel bilden (S. 148). Auf eine detaillierte Erklärung dialogkonstituierender Faktoren wird nicht näher eingegangen. Im Kapitel VIII. 2: *Textsorten* werden nach einem Hinweis auf das Fehlen einer einheitlichen Texttypologisierungsbasis textinterne und textexterne Klassifikationskriterien aufgezählt (S. 167), schließlich folgen exemplarisch einige pragmatisch fundierte Klassifikationen (S. Grosse 1976, E. Gülich – W. Raible 1975 sowie die Gesprächstypologie von H. Henne – H. Rehbock 1982).

Ein in Einführungen selten so ausführlich behandeltes Thema stellen Substitution, Exophora, Anaphora sowie Deixis dar. Diese sowie auch andere Begriffe (Referenzidentität oder Koreferenz) werden auch methodologisch vorbildhaft an Textbeispielen analysiert. So bekommt der Leser auch einen Einblick in methodologisches Umgehen mit Texten.

An dieser Stelle sei nur eine Aufteilung der Anaphora in Makro- (textverbindende), Normal- (satzverbindende) und Mikroanaphora (satzinterne) (S. 88) erwähnt: Makroanaphora „verweisen auf etwas, was häufig als Weltwissen bezeichnet wird“ und „dieses Weltwissen hat man allerdings zum allergrößten Teil ebenfalls in sprachlicher Form und das heißt: in der Form von Texten vermittelt bekommen, z.B. in der Schule“ (ebda). So sehr dies auch stimmen mag, liegt hier m.E. doch eher ein kognitiver Faktor vor, indem wir in Form von Inferenzziehen unser Wissen bei der Verarbeitung von Texten einsetzen müssen. Es handelt sich in dem genannten Beispiel (dem ersten

Absatz von H. von Kleists „Michael Kohlhaas“) um ein Weltwissen und nur sehr vermittelt um frühere, im Gedächtnis gespeicherte Texte. Sollte sich jemand dieser Auffassung anschließen, so müßte man eher von „Texten verbindende Anaphora“ sprechen.

Ein weiteres Verdienst dieser Einführung ist die kontrastive Position, die die Autoren beziehen. Besonders interessant ist Kapitel IV.3 (*Verschmelzungen: Ein Exkurs zum bestimmten Artikel im Deutschen und Ungarischen*), in dem Verschmelzungen und voll realisierte Formen (im Kino/in dem Kino, S. 109 ff.) vor dem Hintergrund von Referenz und Deixis analysiert werden. Das Ergebnis der Untersuchungen zum Artikel im Deutschen und Ungarischen wird in einer hypothetischen Verwendungsregel formuliert: „Der ungarische Artikel steht da, wo der deutsche Artikel (auch) Definitheit meint und er fehlt, wo der deutsche Artikel keine Definitheit ausdrückt“ (S. 116).

Etwas zu kurz ausgefallen sind die Kapitel *Passiv* und *Tempus*. Vor allem ihre textuelle Funktion hätte an längeren Texten demonstriert werden können.

Begrüßenswert sind die Aufgaben, unter denen besonders die Analyse von Texten die neu erworbenen Kenntnisse zu vertiefen helfen können. Ein Schlüssel zu den eindeutigen Lösungen hätte das Selbststudium wesentlich erleichtert. „Abruffragen“, die öfters als Aufgabe formuliert werden, finde ich weniger ertragreich.

Schließlich sei noch ein Kapitel hervorgehoben: Kapitel VI widmet sich Erzählanfängen in auktorial und in personal gestalteten Erzählungen sowie der Frage nach der sprachlichen Realisierung von Erzählperspektive und deren Auswirkung auf die Textkonstitution. Der interdisziplinäre Charakter von Textlinguistik wird in fast allen Einführungen erwähnt, jedoch nur selten wird Bezug genommen auf die Literaturwissenschaft. Dieses Kapitel schlägt nicht nur eine Brücke zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft, sondern demonstriert auch, wie ertragreich linguistische Kenntnisse bei der Analyse literarischer Werke eingesetzt werden können.

Magdolna Bartha
(Budapest)

Uzonyi Pál: *Rendszeres német nyelvtan*. [Systematische deutsche Grammatik] — Budapest: Aula Kiadó 1996. 1071 S.

Eine umfangreiche, oft auch in Detailfragen eingehende, mit wissenschaftlichem Anspruch geschriebene deutsche Grammatik in ungarischer Sprache: der Gedanke scheint auf den ersten Blick ungewöhnlich. Die bisherigen deutschen Grammatiken, die auf ungarisch geschrieben wurden, sind nämlich Lernergrammatiken, meistens für bestimmte Schultypen oder für bestimmte Zwecke im Sprachunterricht. Wenn man aber die im Vorwort dargestellten Argumente des Verfassers bedenkt, wird man von der Nützlichkeit dieser Beschreibung überzeugt. Das Buch ist nämlich so aufgebaut, daß verschiedene Benutzer mit ihm erfolgreich arbeiten können. Der Sprachlerner findet in ihm eine systematische und didaktisch erklärte Elementargrammatik des Deutschen, reich mit Beispielen illustriert, deren Wortmaterial am Ende des Buches alphabetisch aufgelistet und übersetzt wird. Fortgeschrittene Lerner können aus dem Buch auch kompliziertere Strukturen kennenlernen, die nicht mehr zur Schulgrammatik gehören. Der ungarische Deutschlehrer oder Germanistikstudent bekommt aus der *Systematischen Grammatik* Tips, wie er über die an der Hochschule in deutscher Sprache gelernten grammatischen Regeln und Phänomene auf ungarisch sprechen kann.

Zu jedem Kapitel gehört ein kurzer kontrastiver Vergleich, der die Leser — Lehrer oder Lerner des Deutschen — auf die häufigsten Interferenz-Fehlerquellen der ungarischen Deutschlerner aufmerksam macht. Empfehlenswert ist das Buch auch für linguistisch interessierte Nicht-Germanisten (z.B. für Studenten der Allgemeinen Sprachwissenschaft), die sich mit dem System der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen möchten, die aber eine deutsche Grammatik auf deutsch nicht lesen können. Auch Studienanfänger der Germanistik können hier nachschlagen, wenn sie mit den deutschsprachigen deutschen Grammatiken Verständnisschwierigkeiten haben. Für Germanisten ist das Buch besonders hinsichtlich seiner Terminologie sowie der kontrastiven Teile interessant.

Das erste Kapitel ist ein allgemeiner Überblick über Geschichte und Varietäten der deutschen Sprache. Damit wird dem ungarischen Deutschlerner die Möglichkeit gegeben, interessante und nützliche Informationen über die gelernte Sprache erfahren zu können — ein Aspekt im Sprachunterricht, der bisher ziemlich vernachlässigt wurde, der aber wichtig ist, wenn der Lerner ein lebendiges persönliches Verhältnis zur gelernten Sprache aufbauen möchte.

Auch Phonetik und Phonologie des Deutschen sind in dieser Grammatik repräsentiert: das Buch beschreibt die Bildung der deutschen Vokale und Konsonanten, erklärt die Transkriptionszeichen, vergleicht die deutschen und die ungarischen Sprachlaute, faßt das Phonemsystem des Deutschen zusammen und gibt einen kurzen Überblick über die wichtigsten deutschen intonatorischen Elemente. Eine Darstellung der Prinzipien der deutschen Rechtschreibung ergänzt den Phonetik/Phonologie-Teil, in der jedoch die neuen Regeln der Rechtschreibung noch nicht berücksichtigt werden.

Die beiden umfangreichsten Kapitel sind der Morphologie und der Syntax gewidmet. Im Morphologie-Kapitel stützt sich der Verfasser auf deutsche Grammatiken. Besonders zu begrüßen ist, daß außer Verb, Substantiv, Adjektiv und Adverb auch den Nebenwortarten (Präpositionen, Konjunktionen, Modalwörtern, Partikeln und Satzäquivalenten) große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die Einteilung der Wortarten erfolgt im Gegensatz zur in Deutschland immer mehr vorherrschenden grammatikographischen Praxis nicht unter dem Primat des syntaktischen Klassifizierungskriteriums, sondern unter gleichzeitiger Berücksichtigung semantischer, morphologischer und syntaktischer Eigenschaften der Wörter. Problematisch finde ich allerdings an diesem Kapitel, daß einige aktuelle Diskussionen, die auch für ausländische Deutschlehrer und Deutschlerner interessant sein könnten, hier unberücksichtigt bleiben. So werden z.B. die Funktionen der Tempora vor allem mit zeitlichen Begriffen erklärt. Die Unterscheidung der „besprochenen“ und der „erzählten“ Welt bei Weinrich oder die von Engel vorgeschlagene Methode, Bedeutungen der analytisch gebildeten Tempora mit Hilfe der Bedeutungen ihrer Bestandteile zu erklären, werden nicht reflektiert. Ebenso fehlt die Auffassung von Weydt und Hentschel bei der Behandlung der Partikeln. Überhaupt hat dieses Kapitel einen vielleicht zu starken „Resultatsgrammatik“-Charakter, es wird nur wenig darauf hingewiesen, was für wissenschaftliche Diskussionen über die behandelten Fragen im Gange sind.

Das Syntaxkapitel stützt sich vor allem auf das Modell der Valenz- und Dependenzgrammatik, es werden aber viele Ergebnisse sowohl der traditionellen Subjekt-Prädikat-Grammatik als auch der generativen Grammatik eingebaut. Daher finde ich den Syntaxteil unter dem Aspekt wissenschaftlicher Diskussionen am interessantesten. Der Verfasser zeigt, daß die drei Syntaxmodelle einander nicht ausschließen, sondern ergänzen. Nach der detaillierten Behandlung der Struktur der einfachen Sätze, die besonders mit Hilfe der Valenz/Dependenzgrammatik erfolgt, sowie nach Beschreibung der zusammengesetzten Sätze mit Hilfe der traditionellen Grammatik, widmet der Verfasser auch den grammatischen Transformationen ein Kapitel. Detailliert beschreibt

er daneben auch die deutsche Satzgliedfolge, die Rahmenkonstruktion und die funktionale Satzperspektive.

Zwei kürzere Kapitel müssen noch erwähnt werden: Nach dem Morphologie-Kapitel werden die Grundzüge der Wortbildungslehre beschrieben, und am Ende der Grammatik findet man ein Kapitel zur Textlinguistik. In diesem letzten Teil gibt der Verfasser eine knappe Zusammenfassung der deutschen Sprechakte, der textverknüpfenden sprachlichen Mittel und der Textsorten.

Zur *Systematischen Grammatik* gehört noch ein 124 Seiten starker Anhang: er enthält ein Literaturverzeichnis, eine ungarisch-deutsche und eine deutsch-ungarische Liste der linguistischen Fachausdrücke, das schon erwähnte kleine Wörterbuch zu den Beispielsätzen sowie ein Sachregister. Es wäre jedoch nützlich gewesen, wenn die benutzten Fachtermini nicht nur übersetzt, sondern auch erklärt worden wären. Trotz des Strebens nach einfachen Formulierungen benutzt nämlich der Autor Fachausdrücke (z.B. *artikulatorisch*, *emphatisch*, *Paraphrase*), die dem Nicht-Linguisten unbekannt sind.

Uzonyi vertritt eine ziemlich umfassende Auffassung von Grammatik: diese enthält nach seiner Meinung außer der Beschreibung des Wortschatzes die ganze Sprachlehre. Seine grundsätzliche Zielsetzung besteht auch darin, daß die *Systematische Grammatik* auf dem Bücherregal des ungarischen Deutschlehrers und Deutschlerner neben dem Wörterbuch das zweite Nachschlagewerk wird. Diese umfangreiche Darstellung wird in der Zukunft zum ungarischen Deutschunterricht sehr viel beitragen und kann allen, die über die deutsche Sprache mehr wissen wollen, wärmstens empfohlen werden.

Attila Péteri
(Budapest)

